

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Coloured pages/
Pages de couleur

Pages damaged/
Pages endommagées

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Pages detached/
Pages détachées

Showthrough/
Transparence

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Continuous pagination/
Pagination continue

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>





Rundschan vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

Juli, 1898.

Nummer 10.

Zum Skapulierfeste.

Falls View, Ontario, 16. Juli.

Auf Mount Karmels wald'ger Höhe
Ragt in grüner Wipfel Schatten,
Laubumgürtet, ein Kapellchen,
Rings umblüht von blum'gen Matten;
In den frischen Epheuranfen
Leichtbeschwingte Sänger kosen,
Träum'risch zu den Liedern wiegen
Hagedornen ihre Rosen.

Drinne in dem Heiligthume
Auf dem Sims des Hochaltars,
Von des Weihrauchs Duft umblauet,
Thront ein Bild, ein wunderbares,
Thront das Bild von Unserer lieben
Frau vom heil'gen Skapuliere,
Königin im Gnadenreiche,
Herrscherin im Weltreviere.

Zu des Berges Füßen lagert
Wohl das herrlichste der Thale,
Aller Ströme schönster rauschet
Silberhell im Sonnenstrahle;
Um die Katarakte flimmert
Demantfarb'ner Perlenregen,
Und des Niagara Donner
Schallt den Pilgern Gruß entgegen.

Wallend steigen sie zum Kirchlein,
Ihre Mutter dort zu grüßen;
Betend, jubelnd, wonneselig
Knieen sie zu ihren Füßen.
Und ein Hymnus, glaubensinnig,
Bricht aus ihrer Herzen Tiefen,
Wie der Juli-Flor der Blüthen,
Die in Lenzesknospen schliefen.

O, wie wird's da licht und helle
In der Brust geheimem Schreine,
Ahnungsvolle Himmels-Nähe
Weht von des Altars Steine,
Weht vom hehren Gnadenbilde,
Von der Gottesmutter Brauen,
Daß der Geist, der Schuld entfühnet,
Ruht entzückt in sel'gem Schauen.

Zu Mount Karmels Höhe ziehet
Zu dem Sitz der Gnadenreichen,
Huldigend vor ihrem Bilde
Knie und Herz und Geist zu neigen;
Sammelt euch in frommer Minne
Unter ihrem Heils-Paniere,
Schmücken will sie ihre Treuen
Mit dem heil'gen Skapuliere.

Unsere liebe Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.



Der 16. Juli hat in unseren Zeiten einen sich stets vergrößernden Ruf erhalten, weil die Andacht zur seligsten Jungfrau im Allgemeinen und die Skapulier-Andacht im Besonderen in erfreulichem Wachsthum sind. Nicht nur wächst die Zahl derer, welche das braune Skapulier tragen, sondern die Träger zeigen lebendigeres Interesse dafür, und bemühen sich, die Vortheile desselben sich zu eignen zu machen.

Schon der Name Karmel übt einen besondern Zauber aus. „Der Garten Gottes,“ sogenannt wegen der Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur, die die Propheten des Allen Bundes veranlaßt, ihn zum sprechenden Bilde göttlichen Segens und Glückes zu machen, wie sie andererseits die Heimtückungen und Strafen Gottes mit der Bewüstung des Karmel vergleichen.

Reich bewässert, mit Eichen und Tannen den Gipfel gekrönt, den Fuß mit Oliven und Lorbeeren umkränzt, und in seinen Hunderten von kleinen und großen Kalksteinhöhlen zur Wohnung für Mensch und Vieh von der Natur selbst ausgestattet, bildete der Karmel von Alters her einen Anziehungspunkt für den Bauer, Gärtner, Flüchtling und Einsiedler.

Dort sammelte der Ihesu-Bote seine Schüler um sich, von dort sandte er die Blitze göttlicher Gerechtigkeit gegen den gottlosen Ahab und seine Söldner, dort vertilgte er die Götzendiener Baals, dort eiferte er für den Herrn der Heerschaaren, dort warf er dem wandelmüthigen Volke seinen Abfall von Jehova vor, und brachte sie durch ein Wunder zurück zu seinem Dienste, und dort sah er in prophetischem Geiste in der aus dem Mittelländischen Meere in der Form eines menschlichen Fußes aufsteigen-

den kleinen Wolke diejenige, deren Ferse den Kopf der Schlange zertreten sollte.

Hierdurch war die Aufmerksamkeit der Prophetensöhne, die Elias um sich gesammelt hatte, nicht nur auf den erwarteten Erlöser, sondern auch auf seine Mutter gelenkt, und die Schule der Propheten betrachtete es von nun an als ihre Hauptaufgabe, die kommende Gottes Mutter zu verehren, und die Beschleunigung ihrer Ankunft von Gott zu erbitten. Die Morgenröthe des göttlichen Lichtes begann, und je näher der Zeitpunkt des Aufganges der Sonne der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit heranrückte, desto rosiger, goldener und strahlender wurde auch die Morgenröthe. Prophet folgte auf Prophet, ihre Vorankündigungen wurden klarer und in's Einzelne gehend, und wer kann bezweifeln, daß sie neben den für das ganze Volk bestimmten Voraussagungen auch noch ihren speciellen Schülern nur für sie bestimmte Mittheilungen machten, und sie so in den Stand setzten, die Signatur ihrer Zeit zu beobachten, ihre Aufmerksamkeit auf die begnadete Familie Jesses zu lenken, und in prophetischer Vorahnung das Kommen der Jungfrau zu erwarten, von welcher der Prophet Isaias gesagt hatte: Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Name Emanuel, d. i. Gott mit uns, sein soll.

Nicht die verheiratheten Töchter Israels sollten die Ehre der Gottesmutterchaft haben, die keusche Jungfrau war dazu erkorren und deshalb enthielten sich die Prophetenjünger den nationalen Ueberlieferungen entgegen der Ehe, um durch vollkommene Keuschheit sich ihrer erwarteten Herrin würdig zu machen.

Eine Höhle 60 Fuß lang und 45 breit,

war der Versammlungsort der Propheten-
söhne, von dort stieg täglich ein Gebet auf,
das wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch
dem Inhalt nach das „Thauet Himmel den
Gerechten, Wolken regnet ihn herab“ war.
Dort lenkte sich der sehneude Blick immer
wieder auf die zweite Eva, welche in
Wahrheit die Mutter der Lebendigen wer-
den sollte, und diese Höhle war, so wie das
Alte Testament es möglich machte, der Uty-
pus und der erste Keim der höchsten Blüthe
gottgefälligen Lebens—des Ordensstandes.
Denn die Söhne der Propheten lebten in
Armut und Keuschheit unter einem aner-
kannten Oberrn, und theilten ihre Zeit zwi-
schen gemeinsamem Gebet und Arbeit.

Als die Fülle der Zeiten herannahte,
offenbarte Gott diese Thatfache einigen
Prophetensöhnen, welche der hl. Anna, der
Mutter der seligsten Jungfrau die frohe
Botschaft brachten. Wir können uns kaum
die ekstatische Freude vorstellen, die von
dem Geiste und Herzen Aller Besitz nahm,
als ihnen eröffnet wurde, sie seien die Be-
günstigten, welche mit leiblichen Augen die-
jenige schauen sollten, nach der so viele Hun-
derte ihrer Vorgänger sich sehnten. Sie
sollten die Erhörung ihres inbrünstigen Ge-
betes erleben, ja vielleicht noch den Heiland
selbst vor ihrem Tode sehen.

Von nun an entwickelte sich der regste
Verkehr zwischen Nazareth und Karmel.
Die Geburt der seligsten Jungfrau war ein
Freudenfest, wie sie nie eines gefeiert
hatten. Jedes Schicksal dieser heiligen Fa-
milie war Gegenstand zartester Aufmerk-
samkeit und die Inbrunst des „Thauet
Himmel den Gerechten“ verdoppelte sich.
Schon vor Maria ihr Magnifikat ange-
stimmt hatte, war das Wort: „Von nun an
werden alle Geschlechter mich selig preißen,“
auf dem Karmel eine Wahrheit.

Als die Engel in der hl. Nacht den Hirten
die frohe Botschaft der Geburt des Heilan-
des verkündeten, sprachen sie zu den Essenern,
und diese Essener verhielten sich zu den Pro-
phetensöhnen etwa, wie die heutigen dritten
Orden zum ersten. Von Bethlehern ge-

langte die Nachricht nach Karmel, und alle
Phasen des Lebens des Gottes Sohnes wa-
ren Gegenstand größter Aufmerksamkeit
und reinsten Freude unter den Karmelitern.

Die Jahre vergehen. Die Bewohner
Karmels sind Zeugen des verborgenen
Lebens in Nazareth, des öffentlichen Lebens
des Erlösers, der Verfolgungen und Tri-
umphe, und der endlichen Katastrophe auf
Golgatha. Sie sehen den Heroismus der
Mutter ihres Erlösers und ihre Liebe zu ihr
wächst mit dem Mitleid. Je mehr die
Mutter leidet, desto inniger schließen sie die-
selbe in ihr Herz ein, und desto größer wird
ihre Verehrung.

Nach der Himmelfahrt Christi sind Manche
dem Körper und Alle dem Geiste nach mit
den Aposteln und der Mutter des Herrn ver-
einigt, das Pfingstfest findet sie bereit, rick-
haltlos der Synagoge den Rücken zu wen-
den und sich der neugeborenen Kirche Christi
anzuschließen. Sie lassen sich taufen, und
ohne ihre Verbindung aufzugeben, verwan-
deln sie dieselbe zu einer christlichen Gemein-
schaft, unter dem Protektorate der seligsten
Jungfrau. Sie helfen den Jüngern in der
Bekehrung ihrer Landsleute, und vier
Jahre nach der Himmelfahrt Christi errich-
teten sie auf dem Karmel eine Kapelle, der
Verehrung der Gottesmutter geweiht, die
erste Marienkirche der Welt.

Fast gleichzeitig mit dem Aufschwunge
der jungen christlichen Genossenschaft erhob
sich auch das Haupt der Verfolgung.
Juden und Heiden reichten sich dabei die
Hand, und manches Mal fallen die Einsied-
ler des Karmel als Opfer. Aber obgleich
decimirt und von ihrer Heimstätte vertrie-
ben, schließen sich die Reihen wieder, das
Blut der Christen wird der Same Neube-
kehrter, und jeder Einsiedler, der dem ge-
waltigen Tode zur Beute fällt, zieht gleich-
sam als Magnet einen Nachfolger an. Die
Eremiten des Karmel verbreiten sich nach
Nazareth, Solgal, Jerusalem, Bethlehem,
Jericho, Hebron und Gaza, und wo immer
sie sich niederlassen, verbreiten sie die Vereh-
rung Unserer lieben Frau vom Berge Karmel.

Die Eroberung des gelobten Landes durch die arabischen Muhamedaner setzte auch die Karmeliter Bedrückungen und Beeinträchtigungen aus. Bisher hatten sie sich in Nachahmung ihres Vaters Elias in die weißen Prophetengewänder gekleidet, jetzt wurde ihnen Weiß verboten, da die Sultane es sich selbst reservierten, und die Eremiten verbanden deshalb mit der weißen Farbe braune Streifen, trugen also gestreifte Habite. (Diese Farben wurden seither beibehalten, aber die Art sie zu tragen geändert. Die Unterkleider und das Skapulier sind ganz braun, der Mantel ganz weiß.)

Als der immerhin noch gemäßigten Herrschaft der Araber durch die aus Turkestan vorgedrungenen barbarischen Seltschuken ein Ende bereitet wurde, wurde die Lage der Christen im heiligen Lande eine so unerträgliche, daß Europa in heiliger Entrüstung sich zu Kreuzzügen zusammenscharte, und unter der Führung Gottfrieds von Bouillon Jerusalem eroberten und ein christliches Reich begründeten, das jedoch an innerer Uneinigkeit krankte, und bald wieder in die Hände der Muhamedaner fiel.

Mehrere der Kreuzfahrer wurden mit den Eremiten auf dem Berge Karmel bekannt, und schlossen sich ihnen an. Der Unterschied der Nationalität, Lebensgewohnheiten, des Ritus u. s. w. bedingte einen Wechsel in der Lebensweise. Die Eremiten verwandelten sich in Coenobiten, und der hl. Berthold wurde im Jahre 1156 von den Brüdern als erster lateinischer General-Oberer erwählt. Unter seinem Nachfolger, dem hl. Leonard wurden die mündlichen Ueberlieferungen der Ordensgenossenschaft auf Bitten der Karmeliter durch den hl. Albert, Patriarchen von Jerusalem, schriftlich zusammengefaßt, und bilden im Wesentlichen noch heute die Regel des Karmeliter-Ordens.

Da der Aufenthalt in Palästina nachgerade unmöglich wurde, auch in den Jahren von 1238—1244 sich schon Karmeliter in

Cypern, Sicilien, England und Frankreich angesiedelt hatten, faßte ein Generalkapitel des Ordens den Entschluß, ganz nach dem Abendlande überzusiedeln, und Papst Innocenz IV. reiste dieselben 1245 in die Mendikanten-Orden ein, und bestätigte 1247 ihre Regel.

Aber auch in Europa erstanden Feinde. Der Orden verbreitete sich sehr rasch und Eifersucht erregte einen solchen Kampf, daß für den Augenblick selbst die Existenz des Ordens in Frage stand. Da legte sich die seligste Jungfrau selbst in's Mittel. Sie erschien dem damaligen Ordens-Generale, dem hl. Simon Stock und übergab ihm das braune Skapulier, als Zeichen ihrer Brüderschaft und ewiger Verbindung. Sie erschien auch dem hl. Vater und befahl ihm, die Karmeliter zu schützen, ja sogar die vielgenannte Saböthini'sche Bulle zu veröffentlichen.

Damit waren die Gegner zum Schweigen gebracht, der Sieg des Ordens entschieden.

Da die „Rundschau“ in früheren Nummern die Vortheile und Verpflichtungen des Skapuliers klar und erschöpfend behandelt hat, wäre es ermüdend, Gefagtes zu wiederholen. Genüge es zu sagen, daß neben dem Rosenkranze keine Andacht mehr auf der ganzen Erde verbreitet ist, als die zu Unserer lieben Frau vom Berge Karmel. Vom Höchsten zum Niedrigsten tragen fast alle Katholiken das braune Skapulier und bemühen sich, der werthvollen Versprechungen der seligsten Jungfrau theilhaftig zu werden.

Bis zur Zeit der Reformation entwickelte sich der Karmeliterorden rapid, und Hunderte von großen Klöstern waren über ganz Europa verbreitet. Dann aber begann eine Reihe von Vernichtungskämpfen, denen der Karmeliterorden beinahe vollständig zum Opfer fiel. In England, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, sowie in Norddeutschland vernichtete der Protestantismus die Klöster, und Hunderte starben als Märtyrer für ihren Glauben. Das Eigenthum wurde

confiscirt, die Bibliotheken verschleudert, die Kirchen verwüftet, die Mönche zerstreut. Was die Reformation in Deutschland übrig gelassen hatte, vernichtete der dreißigjährige Krieg. In Frankreich, Italien, Spanien und Polen waren es kirchenfeindliche Regierungen, welche die Klöster aufhoben und die Karmeliter zwingen, bei Verwandten oder Wohlthälern ein Asyl zu suchen.

Ein Orden jedoch, der die selige Jungfrau zur Protektorin und gleichsam Stifterin hat, kann so leicht nicht vernichtet werden. Hat ja die Königin Karmels dem hl. Petrus Thomas die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß der Orden bis zum Ende der Zeiten fortbauern werde.

Wohl ist es schwer, auf solchen Ruinen wieder zu bauen, und in unseren Zeiten ist Armuth das größte Hinderniß der Ausbreitung eines Ordens. Trotzdem regt sich innerhalb des Ordens überall frisches Leben, und Alle sind bestrebt, Neues für das Verlorene zu schaffen. England, Irland, Spanien, Holland, Deutschland, Oesterreich, Polen, Italien, Malta u. s. w. haben wieder LiebFrauentlöster, und auch die neue

Welt sieht einige Zweige gepflanzt, die Aussicht auf kräftige Entwicklung haben. Brasilien, Mexiko, die Vereinigten Staaten und Canada haben Zweige, und wo immer Karmeliterklöster sind, da blüht die Skapulierbruderschaft, denn der Orden bleibt den alten Traditionen treu, und sieht seine Hauptaufgabe in der Verehrung der seligsten Jungfrau.

Die Tausende, welche der Bruderschaft angehören, sind dem Orden affiliirt und wie sie an den geistlichen Segnungen des Ordens theilnehmen, und sich der besonderen Fürsorge der lieben Frau vom Berge Karmel erfreuen, so sind sie auch darauf bedacht, durch kindliche Liebe und hingebende Andacht zu ihr sich ihres Schutzes und ihrer mütterlichen Liebe würdig zu zeigen.

Besonders, seit unter hl. Vater den Karmeliterkirchen die Privilegien der Portiuncula verliehen, sind diese Kirchen gleichsam Wallfahrtsplätze geworden und die Zahl derer, die am Skapulierfeste diese Kirchen besuchen, um der Ablässe theilhaftig zu werden, ist beständig im wachsen, wie ihrerseits die Karmeliter alles verjuchten, um dieses Fest mit möglichstem Glanze zu feiern.



Es war im Frühjahr des Jahres 1671, in jenem Monate, wo die Blumen zu blühen anfangen, als ein Greis betend vor dem Bilde der „geistlichen Rose“ kniete, vor der Mutter des Herrn im heiligen Hause zu Loretto. Als feuriger Jüngling hatte er zum Waffengewerk gegriffen, eben als der dreißigjährige Krieg seinen fürchterlichen Neigen begonnen und von der ersten Schlacht bis zur letzten hatte er muthig gekämpft und mit den Besten seiner Zeit um den Ehrentanz gerungen. Als des Kaisers treuer Diener stritt er darnach an der Ost- und Nordsee, wenige Jahre später verriethete er seine glänzendste Waffenthat bei St. Gotthard gegen die Türken und schließlich war es ihm beschieden, das aufrührerische Ungarn zum Gehorsam gegen seinen Herrn und Kaiser zurückzubringen.

Fünzig volle Jahre im thatenreichen Kriegsdienste waren vorübergerollt und sie hatten ihm den kindlichen Glauben und die demüthige Frömmigkeit seiner Jugend nicht verkümmert. Ja, gerade diese, sein ganzes Wesen durchgeistigende, aufrichtige Gottesfurcht war es auch, die sich an der Neige seiner Lebensbahn am schönsten bethätigte.

Der greise Feldmarschall, der berühmte Reitergeneral Sporck nämlich, beschloß diese so selten einem Menschen beschiedene Feier durch eine fromme Wallfahrt zu begeben. Er stieg über die Alpen und gelangte über Venedig nach Loretto. An dieser begnabigten Stätte brachte er der heiligen Jungfrau und Gottesmutter seine Verehrung dar und dankte ihr für den Schutz, der ihn so mancher Gefahr in Feld und Zelt entriß.

Die Einführung der Gesellschaft des Heiligen Herzens in Amerika.

Eine Skizze aus Amerikas Ordensgeschichte.

Von P. Bernard Cohauß, S. J.

Der Mai ist vorüber. Die Blumen vor dem Bilde Mariens haben ihre zarten Düfte vergaucht, die Kerzen sind erloschen. Mit Wehmut haben die Gläubigen am Schlusse des Monats noch einmal der Maienkönigin ihre Grüße dargebracht und dann von den herrlichen, süßigen Uebungen des Monats Abschied genommen. Ein anderes Ideal wird uns im Monat Juni vor Augen gestellt und zur Verehrung empfohlen, das göttliche Herz Jesu mit seiner Liebe, seinen Leiden, seinen Erbarmungen. Wie viele Segnungen hat nicht diese Andacht schon in der ganzen Welt verbreitet, wie viele Gnaden hat sie nicht unserm Lande Amerika gespendet! Im Gedächtniß an den gnadenreichen Herz-Jesu-Monat dürste es angebracht sein, einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, die so viel zur Verbreitung der Andacht zum göttlichen Herzen in diesem Lande gethan hat, deren Hauptzweck die Verehrung des göttlichen Herzens ist, die Genossenschaft des hl. Herzens. Die Gründung dieses Ordens wurde früher in diesen Blättern besprochen; sehen wir jetzt seine Einführung in Amerika. Als Werkzeug dieser Gründung war Mutter Philippine Duchesne von Gott erkorren, eine christliche Heroin, die sich manchem irdischen Helden würdig zur Seite stellen kann.

Sie entstammte einer alten, angesehenen Familie Greroble's in Frankreich und wurde geboren am 29. August 1769, am Vorabende des Festes der hl. Rosa von Lima, jener ersten Blume der Heiligkeit, welche die neue Welt hervorgebracht hat. Am Feste der Geburt Mariens empfing sie die hl. Taufe und erhielt die Namen Rosa Philippine. Schon als Kind zeigte sie große Neigung für das Missionsleben.

„Meine erste Begeisterung für die Missionen, schrieb sie später, wurde angefaßt durch die Erzählungen eines guten Jesuiten-Paters, der in Louisiana gewirkt hatte und uns Geschichten von den Wilden zu erzählen pflegte. Ich war damals erst 8 Jahre alt, aber ich dachte schon, es müsse ein großes Glück sein, als Missionär zu arbeiten.“ Und in der That. Der Pater konnte aus den ersten blutigen Tagen der christlichen Kirche in der neuen französischen Kolonie in Nordamerika, vieles erzählen, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur hl. Kirche und ihren apostolischen Arbeiten erfüllen mußte. Die Jesuiten hatten während dieser Periode viele Martyrer in diesem Lande aufzuweisen. P. Kasles zum Beispiel wurde am Fuße des Kreuzes, das er inmitten seiner befehreten Abnakis errichtet, von einer Schaar Banditen unter der Führung von drei englischen Offizieren erschossen und in Stücke gehauen. P. Du Poisson war von den Heiden aus dem Natchez-Stamme enthauptet worden. P. Souel wurde erschossen, und seine blutige Soutane wurde im Triumph umhergetragen. P. Dontrelean, der Apostel von Illinois, wurde während der hl. Messe angegriffen und floh angethan mit seinen priesterlichen Gewändern in einem Boote. Er entkam unverletzt, obgleich von allen Seiten auf ihn geschossen wurde. Bald aber folgten friedlichere Zeiten und das Blut der Martyrer trug seine gewohnten Früchte. Unzählige Befehrunge[n] fanden statt an den Ufern des Missouri, und eine reichliche Ernte belohnte den Schweiß und die Arbeiten der Missionäre.

Philippine tauschte mit pochendem Herzen den Erzählungen des Priesters. „Ich beneidete ihre Gefahren, sagt sie, denn ich

las damals das Leben der Martyrer.“ So war das hl. Feuer des Seeleneifers auf dem Altare ihres jugendlichen Herzens angezündet, das eines Tages in helle Gluth aufzublenden sollte. Bald darauf wurde Philippine den Schwestern der Heimsuchung zu St. Marie d' en Haut, an den Ufern der Isere nahe bei Grenoble gelegen, zur Erziehung überwiesen. Dieses Kloster war von dem hl. Gründer des Ordens der Heimsuchung selbst erbaut worden, wie die Inschrift über dem Thorweg anzeigt: „Der hl. Franz von Sales wählte diesen Platz für die Gründung des vierten Klosters seines Ordens der Heimsuchung Mariens. Der Grundstein wurde in seiner Gegenwart gelegt am 16. Oktober 1619.“ Es hatte stets das Aussehen und den Geist früherer Tage bewahrt. Man sah dort noch den einfachen Weichstuhl des hl. Franz von Sales, den Chorstuhl der hl. Franziska von Chantal und den Ort, wo die Heilige kniete, als in der Stunde des Todes des hl. Bischofs von Genf eine himmlische Stimme in ihr Ohr flüsterte: „Er ist todt, er ist todt.“

In dieser Abgeschlossenheit von der Welt legte Philippine die Grundsteine ihrer Frömmigkeit, ihrer Gottesfurcht und ihrer zarten Verehrung zum Herzen des Heilandes. Mit 12 Jahren empfing sie dort ihre erste hl. Kommunion. „Von dieser Zeit an, sagt ihre Schwester, schaute sie diese Welt nur als einen Ort der Verkennung an und das Ordensleben als den einzigen Stand, welcher der Sehnsucht ihres Herzens entsprechen konnte.“ Als Philippine's Eltern aber vernahmen, daß sie sich zum Ordensleben berufen glaubte, beschloffen sie diese Neigung im Keime zu ersticken und riefen sie nach Hause. Dem Willen der Eltern folgend nahm sie an den Vergnügungen der Welt Antheil und besuchte Konzerte und Bälle. Aber selbst auf dem Balle dachte sie, wie sie selbst gesteht, an das Glück des Ordenslebens. Als Philippine 17 Jahre alt war, kam die Zeit, wo sie ihre Absicht zu erklären hatte. Ihre Eltern dachten nämlich daran, für sie einen Bräutigam zu wählen,

da ihre jüngere Schwester sich bereits verlobt hatte. Sie weigerte sich, auf den Wunsch der Eltern einzugehen und gab als Grund an, daß sie zum Ordensleben berufen sei. Gerade ein Jahr nachher bat sie eines Tages eine fromme Tante, sie nach St. Marie zu führen, damit sie sich mit der Oberin über ihren Beruf und ihre Zulassung in den Orden der Heimsuchung berathen könne. Kaum war das junge Mädchen in das Haus eingetreten, da fühlte sie sich so mächtig ergriffen, daß sie ihrer Tante erklärte, sie werde dort bleiben und das Kloster nie mehr verlassen. Alle Bitten und Bestürmungen von Seiten der Tante blieben fruchtlos, sie mußte allein nach Hause gehen und der Mutter Philippinens die Kunde von dem Geschehenen mittheilen. Die arme Mutter vergoß reichliche Thränen, ergab sich aber als fromme Christin in das Geschick, in dem sie eine Fügung des göttlichen Willens erkannte. Als sie aber nach einigen Tagen mit ihrer ganzen Familie ihr geliebtes Kind im Kloster besuchte und sie nur durch das Gitter sehen konnte, da wäre ihre Ergebung bald gewichen; dieser Besuch war herzzerreißend. Philippine selbst hatte in ihrem Innern einen harten Kampf zu bestehen, aber sie blieb standhaft. Bald darauf — es war im Jahre 1787 — empfing sie aus den Händen ihrer früheren Erzieherin, ihrer nunmehrigen Oberin, den Schleier und wurde gleich in den Chor zugelassen. Später gab Madame Duchesne die Gründe an, weshalb sie den Orden der Heimsuchung Mariens und nicht den von ihr so sehr geliebten Orden vom Berge Karmel gewählt hatte. Der Hauptgrund war, daß sie im ersteren mehr am Heile der Seelen arbeiten zu können glaubte. Das apostolische Leben war und blieb der Gegenstand ihrer Begeisterung. Deshalb fühlte sie auch eine große Hinneigung zur Gesellschaft Jesu. „Die Communität zu St. Marie ist ganz vom Geiste der Jesuiten beseelt,“ schrieb sie später. Es war ihre Freude, daß die Konstitution des Ordens nach denen des hl. Ignazio

nus gebildet waren. Zahlreiche Werke ihrer Schriftsteller fanden sich in der Klosterbibliothek. „Während der zwei Jahre meines Noviziates las ich nur Rodriguez „Uebung der christlichen Vollkommenheit“ und wurde niemals müde, dasselbe nochmals zu lesen. Während der Conferenzen nach der Vesper erzählte ich meinen Gesährinnen das Leben fast aller Heiligen der Gesellschaft Jesu und besonders das des hl. Franz Xaver, den ich am meisten liebte. Wie oft pflegte ich nicht mit Ungebuld zu ihm zu sagen: Großer Heiliger, warum rufft du mich nicht, dir zu folgen. Ich würde es sofort thun.“ Nebenbei hatte sie eine große Andacht zum hl. Franz Regis, weil er sich gerade der Armen und Verlassenen angenommen hatte, und aus Verehrung gegen ihn begann sie die Armen zu unterrichten. Underthalb Jahre hatte Philippine im Kloster zugebracht, als die Revolution mit all' ihren Schrecken über Frankreich hereinbrach. Wie der Blitz zuerst die Höhen und Spizen trifft, so richtete sich die Wuth des Böbels auch zuerst gegen die hervorragendsten Einrichtungen der Kirche, die Klöster. Anfangs 1791 erhielten die Ordensfrauen in St. Marie den Befehl, ihr stilles Klöstercheyn zu verlassen. Sie protestirten, aber der Protest wurde nicht angenommen, und die Nonnen mußten sich der Gewalt fügen. „O Sion, soll ich dich nicht wieder sehen? O Herr, willst du nicht die Bande brechen, die mich unter den Rintern Cedars zurückhalten?“ sind die Worte, mit denen Philippine ihrem Schmerze Ausdruck verlieh. Sie bat ihre Eltern in ein anderes Land, wie nach Italien, gehen zu dürfen, um dort ihr Ordensleben fortsetzen zu können. Allein die Erlaubniß wurde ihr verweigert. Sie mußte daher den Habit ihres Ordens ablegen und mit ihrer Familie sich auf ein Landgut zu Granne begeben, wo sie Schutz gegen die Verfolgungen jener Schreckenstage suchten. Als die Gewaltthaten immer mehr zunahmen und der Haß gegen die Priester immer wüthender wurde, mußten die Katholiken in der

Gezend allen geistlichen Trostes entbehren. Da erschien eines Tages ein Herr und bot sich dem Herrn Duchesne als Ingenieur bei der Erbauung einiger Mühlen an, welche dieser zu errichten gedachte. Ueberzeugt von der Fähigkeit des Ingenieurs nahm ihn Duchesne in seinen Dienst. Dieser Geschäftsmann war aber niemand anders als Abbe Poidebard, ein gelehrter heiligmägiger Priester, der mit genauer Noth der Guilloine entronnen war und sich jetzt durch seine Geschäftskenntnisse einen Unterhalt zu erwerben suchte. Er übernahm die geistliche Leitung der Familie Duchesne, las Nachts in einem abgelegenen Theile des Hauses die hl. Messe und reichte den Anwesenden die hl. Kommunion. Bald kehrte Fräulein Duchesne wieder nach Grenoble zurück. Ihr geliebtes Kloster St. Marie war in ein Gefängniß verwandelt worden und zählte viele pflichtgetreue Priester unter den Gefangenen. Philippine machte es sich zur Aufgabe die Gefangenen zu besuchen, zu ermuntern und ihr Loos in jeder Weise zu erleichtern. Aller Gefahr trotzend suchte sie die Gläubigen und die verborgenen Priester in ihren Schlupfwinkeln auf und führte letztere an das Bett der Sterbenden. Als sie eines Tages voraussah, daß eine sterbende Frau in ihrer Wohnung die hl. Sakramente nicht empfangen konnte, brachte sie die Kranke in ihr eigenes Haus und legte sie in ihr Bett. Dann brachte sie die ganze Nacht auf den Knieen zu, und die arme Frau starb in ihren Armen. Es wäre unmöglich alle heroischen Thaten aufzuzählen, die Madame Duchesne während der Revolution für verfolgte Priester, für arme und verlassene Menschen vollbrachte.

Nach und nach legte sich der Sturm der Revolution, der Himmel begann sich mehr und mehr zu klären, das Concordat zwischen Papst Pius VII. und dem ersten Consul kam nach langen Verhandlungen endlich zu Stande und die arme verfolgte Kirche in Frankreich richtete sich wieder auf, wie eine vom Sturm zerfaulte und halb geknickte Blume nach einem heftigen Gewitterregen.

Die Hierarchy wurde neu errichtet, die Priester erschienen wieder öffentlich als Seelsorger und Diener des Altars, die Heiligtümer öffneten ihre Thore und die Gläubigen nahen sich öffentlich den Segensquellen und Heilmitteln der Kirche. Das Gefängniß St. Marie-d'en-Haut wurde geräumt und das Gebäude wurde nach langen Verhandlungen für 800 Fr. als jährliche Rente Madame Duchesne übergeben. Sie gedachte dort die Ueberlebenden der alten Klostergemeinde zu sammeln und die alte Regel und Zucht wieder herzustellen. Hunderte von Töchtern des hl. Franz von Sales eilten nach dem Abschluß des Concordates in ihre Klöster zurück; die alten Mitglieder der Klostergemeinde von St. Marie jedoch konnten nach ihrem 10jährigen Weltleben nur mit Mühe dazu gebracht werden, in ihr altes Heim zurückzukehren. Als dann die alte Regel wieder eingeführt werden sollte, fanden die meisten Ordensfrauen die Schwierigkeit, ihre Gewohnheiten und Gebräuche aus der Welt abzulegen so groß, daß sie sich endlich entschlossen, das Kloster wieder zu verlassen. Als Philippine die Mütter und Schwestern ihres Ordens die Hügel von Chalmont hinuntersteigen und St. Marie auf immer verlassen sah, dachte sie, um ihr liebes Kloster sei es geschehen. Aber an demselben Tage hörte sie zum ersten Male von der neuerrichteten Genossenschaft der Frauen vom hl. Herzen Jesu. Ein seeleneifriger Priester, M. Rivet, kam in das Kloster, um Philippine in ihrem Schmerze über das Fehlschlagen ihrer Pläne zu trösten. Er erinnerte sie daran, wie an dem Tage, wo die hl. Theresia die Reformation des Karmeliterordens begann, die ganze Stadt gegen sie aufstand. Dann sprach er ihr von der neuen in Amiens gegründeten Gesellschaft und von der Möglichkeit, daß das Herz Jesu einst von den Hallen Besitz nehmen könne, welche die Heimjuchung für immer verlassen hatte. In dem Plane dieser neuen Genossenschaft fand Philippine alles, was ihr Herz verlangte. Der Zweck

derselben war die Wiederherstellung der christlichen Religion durch die Erziehung der weiblichen Jugend, ihr Vorbild das göttliche Herz Jesu, ihre Regeln die Constitutionen der Gesellschaft Jesu. Auf Madame Duchesne's Bitten schrieb M. Rivet an den P. Roger, einer der Väter des Glaubens und vertrauter Freund des P. Varin, des Gründers der neuen Genossenschaft. Er bat ihn, einige Klosterfrauen von Amiens nach Grenoble zu senden, um von St. Marie Besitz zu nehmen. Seit dieser Zeit hlossen sich mehr und mehr Damen, welche sich Gott weihen wollten, Madame Duchesne an und da die Verhandlungen mit P. Varin sich in die Länge zogen, nahmen sie zeitweilig den Titel „Töchter des Glaubens“ an und folgten einer Regel, die ein Priester, M. Brochier verfaßt hatte. Nach langem Zögern kam P. Varin endlich nach Grenoble. Madame Duchesne schreibt über diesen Besuch: „Er langte am 31. Juli (dem Feste des hl. Ignatius) 1804 mit P. Roger an. Nach der hl. Messe gingen sie durch das Haus. Ich folgte ihnen, konnte aber nicht das geringste Anzeichen ihrer Gedanken und Absichten entdecken. Während des Segens am Abend war P. Varin's Herz vom hl. Geiste angetrieben, ganz zu unseren Gunsten zu entscheiden, aber er sagte nichts. Am nächsten Tage wollte er abreißen. Madame Rivet, eine Schwester des Priesters, und ich bejuchten die beiden Väter nach der Messe. P. Varin sprach nur von dem hl. Gleichmuth und von der langsamen Art und Weise, in der Gottes Werke vorangehen. Ich antwortete ihm, daß im Gegentheile die hl. Schrift von ihm spreche, wie von einem Riesen, laufend seinen Weg, und fügte hinzu, daß der hl. Franz Xaver sicher nicht solche Thaten vollbracht und so viele Länder bekehrt hätte, wenn er so lange überlegt hätte. Der gute Vater lachte über meinen Eifer und sagte, daß man wirklich nicht länger zögern dürfe und daß er uns sobald wie möglich Madame Barat schicken werde, unser Haus zu gründen. Dieses

tröstliche Versprechen schien eine Bergeslast von unserem Herzen zu wälzen und dieser Tag war wirklich ein glücklicher.“

Am 13. Dezember 1804 kam Madame Barat in Begleitung dreier Ordensfrauen nach Grenoble, um im Namen des göttlichen Herzens von St. Marie Besitz zu nehmen. Sie war damals erst 25 Jahre alt und um 16 Jahre jünger als Madame Duchesne. Letztere empfing sie als ihre Oberin, kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Füße. Bald schenkte ihr auch die Kommunität das vollste Vertrauen. Am 31. Dezember 1804 wurde das Noviziat begonnen. Der innere Geist der Heimsuchung sollte erhalten bleiben, während einige äußere Gebräuche, wie z. B. das Bitter, wegzfallen mußten. Madame Barat lehrte ihre Töchter mehr als äußerliche und körperliche Abtötungen, die Bekämpfung der inneren Leidenschaften und einen ruhigen, sanften Geist in Wirren und Trübsalen zu schätzen. Sie selbst ging ihnen darin mit einem guten Beispiel voran. Inmitten aller Stürme, Verfolgungen und Verleumdungen, die sich gegen die neugegründete Genossenschaft und gegen ihre junge Oberin erhob, blieb sie ruhig und unbewegt wie ein stiller See am wolkenlosen Sommertage, und spiegelte die Sanftmuth und Milde ihres Vorbildes, des göttlichen Herzens, wieder. Unter Madame Barat's Leitung gewann auch die Klosterschule, welche schon früher unter Madame Duchesne begonnen worden war, neues Leben, neue Kraft und den Geist des göttlichen Herzens. „Frieden und Freude herrschten in der Schule, daß sie ein kleines Paradies auf Erden wurde“, schrieb später eine der damaligen Töchter. Nach Ablauf eines Jahres, am 21. November 1805, legten Madame Duchesne und ihre Gefährtinnen in die Hände M. Rey's, des Generalvikars und geistlichen Leiters der Schwestern, ihre Gelübde ab. Das allerheiligste Sakrament war ausgesetzt und Mutter Barat stand an der rechten Seite des Altars. Einige Tage nachher verließ Madame Barat St. Marie wieder; Ma-

dame Deshayes, eine ihrer Gefährtinnen von Amiens, wurde zur Oberin ernannt. Die Vereinigung war vollbracht. Die Regeln und der Geist der Genossenschaft des göttlichen Herzens knüpften wie ein starkes Band Amiens und St. Marie aneinander.

Am 6. Januar 1806 kam Dom Augustin de Lestrange, Abt von La Trappe und einer der merkwürdigsten Männer in der Kirchengeschichte, nach St. Marie. Durch die Revolution aus seinem stillen Kloster vertrieben, hatte er in der Schweiz, in Spanien, England, Belgien und Piemont Klöster seines Ordens gegründet und dann Amerika bereist. Er kam durch die Thäler des Mississippi und Missouri und fand diese Gegenden in dem Zustande großer geistlicher Verlassenheit. Dank der Unterdrückungen von seiten der englischen Regierung und der protestantischen Sekten waren diese schönen Länderstriche ohne Gott und ohne Christus, die alten Kirchen lagen in Ruinen, heilige Gräber waren entweiht, nur hier und da lebte ein einsamer Missionär in den Wäldern.

„Die Kinder der Wälder hatten,“ wie Bischof England sagt, „die Luft mit ihrem Wehklagen erfüllt und ihre Thränen mit den Wassern ihrer Flüsse gemischt. Die Schwarzköpfe waren allmählig aus der Gegend verschwunden, das christliche Opfer hatte an jenen Ufern aufgehört und als durch eine gerechte Vergeltung der Freiheitskrieg England dieser Colonie verlustig machte, fand die junge Republik von Amerika auf ihrem Boden kaum eine Spur des Glaubens, der die Wildnisse einst hatte aufblühen lassen, wie eine Rose im Schatten des Kreuzes.“ Unter dem Schutze der Freiheit schien die Kirche wieder zu erwachen. Pius VI. gründete eine neue Hierarchie und bestimmte Johannes Caroli, einen früheren Jesuiten, zum ersten Bischof von Baltimore. Der große Franklin hatte von ihm gesagt: „Johann Caroli ist das Muster eines Bischofs und der beste der Christen.“ Abbe Emery, ein würdiger Nachfolger des heiligmäßigen M. Oliver,

hatte in Baltimore im Jahre 1791 das erste katholische Kolleg gegründet. Washington selbst hatte einst einer Schaar Katholiken geantwortet: „Mögen die Mitglieder Eurer Kirche, begeistert wie sie sind von echt christlichem Geiste, sich jedes Glückes, des zeitlichen und geistlichen, erfreuen.“ Selbst in den Hütten der armen Indianer fand man noch das Verlangen nach der Rückkehr der Priester des katholischen Gebetes. So schien ein neuer Frühling unter dem Schutze der Freiheit in der neuen Republik aufzublühen und Priester und Religiosen bereiteten sich vor die Arbeiten ihrer Vorjahre wieder aufzunehmen.

Das war das Bild, welches de Lestrangé Madame Duchesne und ihren Genossinnen von Amerika entwarf und in ihrem Herzen lebte das alte Verlangen nach den Missionen wieder auf. Sie schrieb an ihre Generaloberin Madame Barat und trug ihr ihren Wunsch vor. Letztere hatte selbst das Verlangen nach den auswärtigen Missionen in ihrem Herzen getragen und nur der Gehorsam hatte sie in Frankreich zurückgehalten. Sie war deshalb hoch erfreut in ihren Töchtern diese Gesinnungen wahrzunehmen, aber die Schwierigkeiten waren damals zu groß, als daß man an eine sofortige Ausführung der Pläne denken konnte. „Eines Tages werde ich meinen Wunsch erfüllt sehen,“ schrieb Madame Duchesne voll Freude, als sie die Antwort ihrer Oberin erhielt. Mittlerweile gab sie sich ganz der Selbsteheiligung, namentlich der Ueberwindung ihres etwas rauhen Charakters und der Erziehung ihrer geliebten Kinder hin und erwartete mit Ergebung die Stunde, in welcher der Herr sie in ihre geliebten Missionen berufen werde. Im Jahre 1815 wurde sie von der General-Versammlung der Mütter zur General-Sekretärin der Gesellschaft ernannt und mußte als solche ihren Wohnsitz in Paris aufschlagen. Sie war schmerzlich berührt, denn sie glaubte, daß diese Ernennung ihren Plänen ein Ziel setzen werde. Madame Barat suchte ihr eines Tages die

unüberwindlichen Schwierigkeiten und die Nothwendigkeit, sie für die Gesellschaft in Europa zu erhalten, vorzustellen. „Warten und beien Sie“, sagte die General-Oberin, „und bitten Sie mich nicht wieder.“ Madame Duchesne antwortete: „Ich bitte nur um ein Wort: „Geh; die Gnade des Gehorsams wird das übrige ersetzen.“ So stand die gute Mutter fest in allen ihren Anfechtungen wie eine Eiche und hatte stets den Missionsberuf im Auge, da sie ihn als Gottes Willen erkannte. Da erschien am 14. Januar 1817 Mgr. Dubourg, der Bischof von New Orleans, im Hause zum göttlichen Herzen. Dieser fromme Bischof hatte zugleich als Apostel und Colonist Frankreich bereist, um Priester und Religiosen für die Arbeit am Heile der Seelen zu werben und Pflanzen und Ackergeräthe für die Kultivierung des Bodens zu erbitten. Madame Duchesne war gerade Pfortnerin. Als sie den Bischof ummelde, bat sie Madame Barat doch ja diese Gelegenheit zu benutzen. „Der Bischof muß um unsere Hülfe bitten, dann werde ich diesen Wink als einen Fingerzeig von oben betrachten,“ war die Antwort. Wirklich brachte er seine Bitte um Ordensfrauen für seine Diözese vor. Madame Duchesne wurde gerufen, empfing den Segen des Bischofs und wurde für die Mission bestimmt. Wie groß war aber das Erstaunen des Bischofs, als er am 17. Mai 1817 wieder nach Paris zurückkehrte und alle Pläne wieder rückgängig gemacht fand. Von allen Seiten hatte man nämlich P. Barin und Madame Barat bestürmt, nicht auf den Plan einzugehen, da die junge Gesellschaft ihre Kräfte mehr concentrieren müsse. Mgr. Dubourg machte vergeblich Vorstellungen und wollte in betrübter, ärgerlicher Stimmung das Haus wieder verlassen und Madame Barat begleitete ihn ebenso niedergeschlagen. Da kam Madame Duchesne, warf sich vor ihrer Oberin auf die Knie und rief flehentlich bittend aus: Geben Sie mir Ihre Einwilligung, Ehrwürdige Mutter, Ihre Ein-

willigung.“ Madame Barat stand still, erhob ihre Augen für einige Augenblicke zum Himmel und sagte dann: „Wohlan, liebe Philippine, ich bewillige Deine Bitte und werde nun schauen, Gefährtinnen für Dich zu finden.“ Die Abreise wurde für den Frühling 1818 festgesetzt.

Jetzt boten sich manche Ordensfrauen an, Madame Duchesne nach Amerika zu begleiten, die beider auserwählten jedoch waren Madame Octavie Berthold und Madame Eugenie Aude, Ordensfrauen von St. Marie. Octavie Berthold war zu Genf von calvinistischen Eltern geboren. Ihr Vater war Voltaire's Geheimschreiber. Sie hatte eine natürliche Hinneigung zum Katholicismus und trat mit 20 Jahren zur Kirche über. Gleich nach ihrer Bekehrung fühlte sie sich zur Gesellschaft des heiligsten Herzens hingezogen und bat um Aufnahme. Sie besaß eine große Schönheit, hatte angenehme Umgangsformen und war der Liebling der Kinder in der Schule in Paris. Von Opfergeist befeelt wollte sie dem gekreuzigten Erlöser in den Missionen unter den armen Indianern nachahmen. Eugenie Aude hatte ihre Jugendjahre in den besten Gesellschaften Piemonts und Toskanens zugebracht und war am Hofe des Kaisers Napoleon gewesen. Sie war den Eitelkeiten der Welt ergeben und fand Gefallen an üppiger Kleidung, Bällen, Konzerten und anderen Vergnügungen. Da erschien ihr eines Tages der Heiland mit blutendem, zer Schlagendem Angesicht. Sofort erkannte sie das Unrecht ihres Lebens und beschloß sich ganz Gott zu weihen in der Gesellschaft des göttlichen Herzens. Am 8. Februar 1818 legte sie vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gule ihre Gelübde ab.—Diese drei Chorschwestern schlossen sich Catharina Lamarre und Margaretha Manteau als Laienschwestern an. Am Vorabend ihrer Abreise wurden sie zu Madame Barat gerufen. Mit zündenden Worten sprach diese zu ihren Töchtern von der Erhabenheit und Größe ihres Berufes im Lichte des Glaubens betrachtete. „Wenn

Ihr auch nur einen neuen Tabernakel in Louisiana errichtet und die armen Wilden nur einen Akt der Liebe gegen Gott erwecken laßt, müßt ihr Eure Arbeiten mit großem Erfolge gesegnet betrachten.“

Der Tag der Abreise war gekommen. P. Varin, P. Roger und P. Druillet hatten sich zum Abschiede versammelt. Es war ein rührendes Lebewohl. Octavie Berthold weinte und konnte sich kaum aus den Armen ihrer Mitschwester losreißen. Madame Duchesne nahm sie bei der Hand und zog sie aus dem Hause in den Wagen. Die Reise ging nach Bordeaux, wo das Schiff bestiegen werden sollte. Aber ungünstige Winde hinderten die Abfahrt bis Mitte März. Am Vorabend der Abreise hielt P. Barat, der sich damals in Bordeaux befand, ihnen ein Instruktion über das Leiden für Christus. Am Tage selbst empfingen sie aus den Händen des heiligmässigen Erzbischofs von Bordeaux, Mgr. d'Arnaud, die hl. Kommunion und bestiegen dann—es war am Gründonnerstage und zugleich am Feste des hl. Joseph—das Segelschiff „Rebecca.“ Der Generalvikar des Bischofs Dubourg, Abbe Martial, war unter den Passagieren. Die Reise war sehr mühevoll, beschwerlich und gefährlich, zumal da zu der Zeit Amerika mit Spanien in Krieg verwickelt war. Einmal wurden sie auch von einem amerikanischen Schiffe, welches 120 Matrosen und 11 Kanonen trug, angehalten und untersucht. Zum Glück aber war der Kapitän der „Rebecca“ ein Amerikaner und so kamen sie ohne Schaden davon. An ruhigen Tagen las Abbe Martial die hl. Messe und reichte den Schwestern die hl. Kommunion. Bald aber mußten sie allen öffentlichen Gottesdienst aufgeben, um nicht bei den Protestanten Spötkereien hervorzurufen. In Havannah wurde ein neuer Passagier, Martinez mit Namen, aufgenommen. Als er von den 5 Schwestern vom göttlichen Herzen hörte, machte er ihnen ein Geschenk von 200 Fr. und bat sie, wenn sie sich in Amerika nicht niederlassen könnten, doch nach Cuba

zu kommen. Gott segnete dieses Almosen und 40 Jahre später wurde in Cuba ein Haus der Genossenschaft gegründet. Am 25. Mai fuhr die „Rebecca“ in den Mississippi und am Freitag, den 29. Mai, dem

Feste des göttlichen Herzens landete das Schiff 6 Seemeilen von New Orleans. Abbe Martial hielt eine kurze Ansprache und die 5 Ordensfrauen erneuerten ihre Gelübde. (Fortsetzung folgt.)



Es war zu Ende des Jahres 1839, als in dem großen Hospital zu Dijon in Frankreich ein Greis von etlichen siebenzig Jahren dem Tode nahe lag. Er hatte die ganze französische Revolutionszeit durchgemacht, in derselben seinen Glauben abgeschworen und wie sein Lebenswandel zeigte, selbst auf die Würde eines Menschen verzichtet, indem er durch seine Laster bis zum Thiere herabfiel. So dahinlebend brachte man ihn in das Spital, um dort zu sterben. Fast alle Priester der Stadt hatten schon versucht, ihn auf bessere Wege zu bringen, doch Alles umsonst. Ganze Nächte durchwachte die barmherzige Schwester Gabrielle, welche durch ihr festes Vertrauen auf Maria schon viele Sünder in diesem Spital bekehrte, an seinem Lager; mit aufgehobenen Händen, auf ihren Knien bat sie ihn sich zu bekehren; Stundenlang sprach sie ihm zu, weinte und betete unaufhörlich; doch Alles vergebens. Je näher der Tod rückte, desto verstockter schien er zu werden. Da griff die fromme Schwester zu ihrem letzten Mittel, nahm eine Medaille von der unbefleckten Empfängniß Mariens und legte sie ihm heimlich unter das Kopfkissen und bestärkte ihn auf's Neue mit Ermahnungen und Bitten. Doch auch dies schlug fehl; er ward wie wüthend und schaffte sie unter grünlischen Flüsschen fort. Bitterlich weinend verließ die barmherzige Schwester den Saal, ehe sie ging rief sie aber noch mit der ganzen Kraft ihrer Stimme: Ich gehe, aber die Muttergottes bleibt bei dir! Hier meinte sie die Muttergottesmedaille. Diese Worte aber zündeten wie ein Blitz die Seele des Sterbenden, sie waren die letzte Gnade!—Die Muttergottes bleibt bei mir! die Muttergottes bleibt bei mir! so rief er unaufhör-

lich, so wiederholte er immer, bis er in einen tiefen Schlaf versiel. Als er nach einigen Stunden erwachte, rief er nach der Schwester und zugleich nach einem Priester, um zu beichten; denn, sagte er, die Muttergottes erschien mir im Schlafe, da stand sie, da, ganz nahe bei meinem Bette und sie weinte und als ich sie fragte: Warum? da sprach sie: Deinetwegen! Und ich mußte auch weinen, wie ein Kind, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen, ich sah mein Elend und erkannte meine Sünden, darum hilf, Schwester, hilf, hilf, daß ich beichten kann! Und mit wahren Fußgeist emping er die heiligen Sakramente und starb bald darauf ruhig und mit Gott versöhnt.

Ein uraltes und königliches Zeugniß für die unbefleckte Empfängniß Mariens haben wir in dem Schreiben, welches Don Juan I., König von Aragonien in allen spanischen Provinzen, die das Joch des Islams abgeschüttelt, 1394 verkünden ließ. Warum wundert es Einige, heißt es darin, daß die allerheiligste Jungfrau ohne Erbünde geboren sein soll, während sie doch nicht zweifeln, daß der heilige Johannes der Täufer schon im Schooße seiner Mutter von demselben Gotte geheiligt worden ist, der vom höchsten Himmel und vom Throne der allerheiligsten Dreieinigkeit kam, um im gesegneten Schooße der Jungfrau Fleisch zu werden?—Welche Gnade sollte wohl der Herr Derjenigen versagt haben, die ihn zur Welt brachte durch das auffallende Wunder ihrer fruchtbaren Jungfräulichkeit? Da er seine Mutter liebte, wie Er liebte,—so mußte er ja wohl ihre Empfängniß, ihre Geburt, als Momente ihres Lebens, mit den glorreichsten Auszeichnungen umgeben.

Ein Zeichen des Heils.

Von Rev. G. Rick, O. C. C.



Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1251. Die heiße Julisonne sandte ihre Strahlen hernieder auf das dichte Laubdach eines ausgebreiteten Waldes, der den Süden von England damals bedeckte. Hunderte stämmiger, weitästiger Eichen breiteten ihre knorrigen Arme über einen dicken Teppich schwellenden Moooses aus. Buchen, Ahornbäume, Stechpalmen und Büsche niederen Strauchwerks wechselten mit den Riesen des Waldes ab. Bisweilen zeigte eine größere Lichung den durch einen Wassergraben und Palissaden geschützten Wohnsitz eines angelsächsischen Edelings, einen zwar weilläufigen, aber niederen Bau. Da wegen der beständigen Fehden die Ackerwirtschaft nicht gut vorankommen konnte, so verlegte man sich meistens auf die Viehzucht, und große Heerden Schweine wurden in den sich hierzu sehr eignenden Wäldern gemästet. Die heiße Sonne konnte das dichte Blätterdach des Waldes nicht überall durchdringen und an manchen Stellen waren die Wege kothig wie nach langem Regen.

In diesem Walde, auf dem Wege, der von Oxford nach Winchester führte, befand sich eine kleine Gesellschaft von fünf Mönchen, welche letztere Stadt noch vor Abend erreichen wollten. Ihr lohfarbiges Kleid mit weißem Mantel und ebensolcher Kapuze bezeichnete sie als Karmeliten, deren Orden vor etwa 30 Jahren durch Kreuzfahrer aus Palästina in England eingeführt worden war und jetzt daselbst in schönster Blüthe stand, obgleich er vielfach angefeindet wurde. Das Haupt der Gesellschaft war ein ehrfurchtgebietender Greis von hoher Gestalt, mit asceitischen Zügen und wallendem weißen Bart. Seine tiefliegenden Augen zeugten von heiligem Ernste, gepaart mit himmlischer Milde und wiederstrahlten

eine Seele, die in der Schule der Abtötung und Entsagung zur christlichen Vollkommenheit herangewachsen war. Es war Pater Simon Stock, der vor sechs Jahren auf dem Kapitel zu Urslesford zum General des Karmeliterordens gewählt worden war. Obwohl jetzt ein Greis von 86 Jahren schritt er rüstig voran und die Last des Alters schien ihn kaum zu drücken. Zu seiner Seite gingen P. Swanington sein unzertrennlicher Begleiter, ein Vater aus dem Kloster zu Chester und noch einer aus demjenige: zu Oxford; ein Laienbruder des letzteren Klosters, der ein mit Proviant beladenes Lastthier am Zügel führte, beschloß den kleinen Zug.

Die Sonnenstrahlen konnten zwar nur stellenweise bis zum Boden des Waldes dringen, aber dennoch herrschte hier eine drückende Schwüle, die den frommen Wanderern den Schweiß auspreßte, der ihnen in dicken Tropfen von der Stirne herunterrann. Abseits vom Wege stand eine herrliche Eiche, unter deren Laubdach ein silberhelles Bächlein hervorquoll: „Lobet den Herrn, ihr Brüder!“ rief Simon aus, indem er auf das einladende Plätzchen hinwies, „der diesen lieblichen Ort zu unserer Rast bereitet hat! Lasset uns niederstigen und unsere müden Glieder für den Rest des Weges ausruhen.“ Darum lenkten die Mönche ihre Schritte dahin und setzten sich nieder in das schwellende Moos. Auch nahmen sie eine kleine Stärkung zu sich, bestehend aus grobem, hartem Brote, das sie durch einen Trunk an der klaren Quelle erweichten. Nach diesem ärmlichen Mahle, das sie stillschweigend zu sich genommen hatten, dankten sie Gott und dann begann Simon ein Gespräch, indem er sagte: „Meine Brüder! danken wir dem Herrn und seiner lieben Mutter Maria, die unseren ehrwürdigen Orden unter ihren

Besondern Schutz genommen hat und bitten wir sie, sie möge unsern Feinden, deren wir leider so viele haben, die Augen öffnen.“

„Gewiß wird sie die Anschläge unserer Gegner zu Schanden machen,“ antwortete Bruder Yno, einer der Mönche, selbst ein Greis mit schneeweißen Haaren, „noch immer hat sie ihren bevorzugten Orden beschützt. Kaum war derselbe von den Höhen des Berges Karmel nach Europa gekommen, so wurde er beim hl. Vater Honorius III. fälschlich angeklagt; unsere liebe Mutter aber erschien diesem, erklärte, sie habe sich diesen Orden besonders erkoren und befahl ihm, denselben unter seinen Schutz zu nehmen und seine Satzungen zu genehmigen; zum Zeichen der Wahrheit dieses Gesichtes sagte sie ihm, die zwei ärgsten Feinde des Ordens würden noch in derselben Nacht eines plötzlichen Todes sterben. Es geschah, wie die heilige Jungfrau vorhergesagt hatte und Honorius sowie seine Nachfolger haben ihren Befehl „den Orden in Schutz zu nehmen,“ getreulich erfüllt.

„Ja“, sagte Simon, „wie überaus gut ist Maria ihren armen Dienern! preisen wir sie und möge sie uns auch in dieser neuen Angelegenheit helfen, um dereinwillen wir jetzt zum hl. Vater Innocenz reisen. Aber wir wollen aufbrechen und im Weitergehen kann Bruder Othfried uns erzählen, welche große Wunder die seligste Jungfrau zu Gunsten der Karmeliter in der Stadt Chester gewirkt hat.“

Ehe sie aufbrachen warfen sich Alle auf die Knie nieder um den Schutz Mariens für ihre Weiterreise anzuflehen und laut klang es durch die andachtvolle Stille des Waldes:

Wir grüßen dich leuchtender Morgenstern!
Ave! du Mutter unseres Herrn!
Der Sünder Zuflucht, du Königin
Des Himmels, der Erde Herrscherin!

O mächtige Jungfrau so keusch und rein!
O wolle uns Armen zum Schilde sein!
Des Satans Pfeile ach lenke sie ab,
Daß er uns nicht bringe zu Tod und Grab.

Du Blume des Karmels, des lieblicher Duft
Durch alle Länder erfüllet die Luft!
Der Mandelkern des Aaron du bist,
Zerstörend des Satans Trug und List.

In dieser ird'schen Gefangenschaft,
Maria, o gieb uns Muth und Kraft;
Aus diesem Kerker voll Elend und Qual
Führe uns, Mutter, zum Himmelsaal.

O Gottesbraut! gieb uns stets guten Rath;
Lenk' unsre Schritte auf ebenem Pfad;
Wend' deine barmherzigen Augen uns zu
Maria, führ' uns zur ewigen Ruh'.

Als das Gebet beendigt war sprach Simon: „Laßt uns in Frieden ziehen!“ und alle Reisegefährten scharten sich um Bruder Othfried, der an der Seite Simons ging und hingen erwartungsvoll an seinem Munde. Der Erzähler war ein noch junger Mönch mit kurzem gekräuseltem Bart und fast durchsichtigen Zügen; er war dem Vater General zum Begleiter gegeben worden, der ihn bis auf's Schiff geleiten sollte. Nach einer kleinen Weile begann er also: „Es ist euch bekannt, wie sehr unser Karmeliterorden gehaßt und verfolgt wird, besonders weil wir uns Brüder unserer lieben Frau nennen. Auch in der Stadt Chester war dieser Titel vielen Bürgern ein Dorn im Auge. Die Religiösen bekamen manches harte und lieblose Wort zu hören. Man sagte uns unter andern, wir seien eher Brüder der Maria von Egypten als Brüder Mariä der Mutter Gottes. Aber unsere glorreiche Patronin versucht wie immer die Sache ihres Ordens und ließ die Anklagen seiner Gegner verstummen. Viele unserer Feinde starben eines plötzlichen Todes, andere wurden von einem schrecklichen Ausatz befallen und es war offenbar, daß eine furchtbare Strafe Gottes die ganze Stadt bedrohe. Wie bekannt, steht die gute Stadt Chester in weltlicher, wie in geistlicher Beziehung, unter der Gerichtsbarkeit des hochwürdigen Abts von St. Bamburga. Um den Zorn Gottes zu befänstigen, ordnete dieser eine allgemeine Prozession durch die Stadt an, an welcher sich alle Bürger theiligten. Auch alle

Erdenleute und die andern Geistlichen der Stadt, natürlich auch die Mönche unseres Klosters gingen mit. In der Mitte des Platzes vor der großen Kirche unserer lieben Frau steht ein schönes, aus Holz geschnitztes Bild der lieben Mutter Maria, welches beim Volke von jeher hoch verehrt war. Als unsere Brüder nun an demselben vorbeitamen, ereignete sich ein großes Wunder. Da sie nämlich das Haupt vor der heiligen Jungfrau neigten, um sie nach der Gewohnheit zu grüßen, siehe da! das hölzerne Bild verneigt sich gegen ihre Brüder vom Berge Karmel, streckt einen Finger gegen sie aus und mit hellklingender, lieblicher Stimme ertönt es: „Sehet da meine Brüder!“ Das ganze Volk hatte es gesehen und gehört, und alle beeilten sich, im Verein mit den Karmeliten, Maria zu danken und zu preisen, die es selbst unternommen hatte, den Ruf ihres Ordens wiederherzustellen.“

Ob dieser Kunde war große Freude bei den frommen Wanderern und Alle flossen über von Dankbarkeit gegenüber ihrer himmlischen Wohlthäterin. P. Swanington aber sagte zu P. Simon:

„Ohne Zweifel ist dieses Wunder eine herrliche Bezeugung der Gunst der Gottesmutter, aber dennoch ist sie gering, im Vergleich zu dem Beweise ihrer Liebe mit der sie uns das heilige Skapulier durch ihre Hand gegeben hat. Darum bitten wir sie, ehrwürdiger Vater, uns die Erscheinung zu erzählen.“

Der heilige Greis wollte in seiner Demuth anfangs nicht darauf eingehen, da er den Bericht davon schon an alle Klöster des Ordens geschickt habe. Jedoch die Brüder baten ihn so lange, es ihnen doch zu erzählen, bis er ihrem Drängen nachgab, und den Bericht seiner Erscheinung vom 16. Juli wiederholte:

„So vernehmet denn, meine lieben Brüder,“ hub Simon an, „die große Gnade, welche der Herr in seiner Barmherzigkeit sich gewürdigt hat, mir, seinem unwürdigen Diener, zu ertheilen und preiset die Güte Mariens, die durch mich Armfeligem so

Großes an ihrem bevorzugten Orden gethan hat. In seinem unerforschlichen Rathschlusse, hat Gott mich zum Obersten des Ordens bestellt. Ich sehe, wie man die Karmeliten verhöhnt und verfolgt und das Herz blutet mir darob. Wie es einem Vater zukommt, unternahm ich es meine Kinder in Wort und Schrift zu vertheidigen. Immer wieder hat ich unsere gnädige Herrin, uns doch nicht im Stiche zu lassen und die Sache unseres Ordens zu der Ehre zu machen. Endlich wagte ich armer Sünder sogar, sie zu bitten den Karmeliten ein besonderes Merkmal ihrer Gunst zu geben, wodurch Alle erkennen könnten, daß sie die besondere Patronin und Beschützerin des Ordens sei. Am Tage vor meiner Abreise von Cambridge, hat ich die allerjüngste Jungfrau wieder unter Thränen stehend um diese Gunstbezeugung, als plötzlich meine arme Zelle von himmlischem Lichte erfüllt wurde; liebliche Wohlgerüche durchströmten die Luft, überirdische Musik ertönte; es erschienen unzählige Engel und Heilige. Der Karmel des Himmels scheint auf die Erde herabzusteigen. Und inmitten dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit steht sie, unsere Königin, unsere Mutter, in prachtvollem, goldschimmerndem Gewande, eine hellglänzende Krone auf dem Haupt. In der Hand hält sie das Skapulier unseres Ordens. Da schweigt die Musik, und mit halber Stimme spricht Maria, indem sie mir das Skapulier überreicht:

„Nimm hin, mein lieber Sohn, das Skapulier deines Ordens, das unterscheidende Zeichen meiner Bruderschaft und das Merkmal eines Vorrechtes, welches ich für dich und alle Karmeliten erworben habe. Wer damit bekleidet stirbt, wird das ewige Feuer nicht erleiden; es ist ein Zeichen des Heils, ein Schutzmittel in Gefahren und Unterpand eines besonderen Friedens und Schirmes bis ans Ende der Zeiten.“

Nachdem Maria diese trostvollen Worte gesprochen, übergab sie mir das wunderbare Kleid und verschwand, mich in einem

Meere von Wonne und Glückseligkeit zurücklassend.“

Mit hehrer Begeisterung hatte Simon dies erzählt. Die Wanderer waren stehen geblieben und mit heiliger Scheu blickten die Mönche auf zu dem frommen Greise, der wie verückt die Vision nochmals zu schauen schien. Ringsumher herrschte geheimnißvolle Stille, die nur durch das Wiseln des Windes in den Baumkronen und das Wirmeln eines vorbeileidenden Bächleins unterbrochen wurde. Aus der Ferne erscholl der Schlag einer Drossel, oder der Ruf eines Kukuks und auch andere gefiederte Sänger schickten sich an das Abendlob Gottes zu singen, da mittlerweile die Sonne angefangen hatte, sich ihrem Untergange zuzuneigen. Ganz in freudige Gedanken versunken und im stillen Gott preisend und dankend, setzten die Wanderer ihren Weg fort. Keiner von ihnen zweifelte an der Wahrheit des Gesichtes und Alle waren fest überzeugt, daß die hehre Gottesmutter auch Wunder wirken werde, um die Richtigkeit ihres Geschenkes zu bezeugen. Keiner aber dachte, daß die Verwirklichung eines durch das heilige Skapulier gewirkten Wunders so nahe sei.

Als sie jetzt um die Ecke eines Weges bogen, gewahrten sie plötzlich einen Reiter, der mit verhängtem Zügel ihnen entgegen gesprengt kam. In der Nähe der Mönche sprang er vom Pferde und warf sich vor ihnen nieder; dann sagte er zu P. Simon: „O Vater, dein Freund Peter von Linton bittet dich zu eilen und seinem Bruder Walter der am Sterben liegt beizustehen. Er erwartet dich unweit von hier, bis wo er dir entgegen geeilt ist.“ Simon sprach sein Erstaunen darüber aus, daß Peter um seine Ankunft wisse, und die Mönche beeilten sich sogleich, ehe es zu spät war, in Windeseifer anzukommen.

Die Zeit, wo unsere Erzählung spielt, war eine sehr trübe und unruhige. In Deutschland war es „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“; in England standen die Normannen und Sachsen sich noch feindlich gegenüber.

Es war zwar schon mehr als ein Jahrhundert verfloßen, seit die Ersteren die Letzteren ihrer Herrschaft unterworfen hatten; aber in Allem, wie in Sprache und Manieren, war noch ein so großer Unterschied als ob erst vor kurzem der Eroberer den Sieg errungen hätte. Wenn die Normannen gefaßt wurden, so hatten sie aber auch nichts gethan, um sich die Liebe der Besiegten zu erwerben. Die Rasse der sächsischen Prinzen war fast gänzlich ausgerottet worden, und die Stellung der niedern Edelleute war eine solche, daß sie um sich vor den oftmaligen räuberischen Anfällen ihrer Gegner zu schützen, sich in die Obhut stärkerer Barone begaben, die dann ihrerseits alles thaten um sie zu knechten und zu unterdrücken. Diejenigen, die noch etwas besaßen, waren ununterbrochenen Belastungen der Stärkeren unterworfen, den Landleuten wurden Vieh und Getreide mit Gewalt weggenommen und die Leibeigenen, die im Dienste, ja sozusagen, im Besitz der Adligen waren, fühlten das unerbittlich Rauhe der Zeit vielleicht noch mehr als ihre Herren.

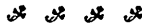
Der ganze Gedankengang jener Zeit aber stimmte mit dem rauhen Neuzern. Mit Verachtung sahen die höher Gestellten auf die Leibeigenen herab und unter sich lagen sie in beständiger Fehde. Ueberall war Haß und Rachsucht. Und doch war es auch um diese Zeit, wo die christliche Vollkommenheit ihre herrlichsten Blüten hervorbrachte, wo aus den Klöstern, diesen Schulen der Vollkommenheit, ein Franz von Assisi, Dominikus, Angelus, Antonius von Padua, Thomas von Aquin, Bonaventura, Simon Stock, Albert von Sicilien und viele andere hervorgingen, die wilde Welt mit dem Lichte ihrer Heiligkeit und Wissenschaft zu erleuchten. Die Geschichte dieser Zeit ist wie ein herrliches Gemälde, aus welchem die Thaten dieser Heiligen um so mehr hervorleuchten, je dunkler der Hintergrund ist, worauf sie in glühenden Farben gemalt sind.

Etwa ein Viertelstunde Weges nördlich

von Winchester, lag ein weilläufiges, aber niedriges Gebäude, dessen verschiedene Theile durch Höfe getrennt waren. Um das Ganze zog sich ein breiter und tiefer Graben, der von einem in der Nähe fließenden Bache gespeist wurde. Außerdem waren zu beiden Seiten des Grabens zwei Reihen hölzerner Palissaden angebracht und somit der Platz vor feindlichen Angriffen ziemlich gesichert. Die Hütten der Höslinge standen auch größtenteils in dem umzäunten Raum; aber die Felder und Wiesen lagen alle auf der ungeschützten Seite des Grabens und waren somit den räuberischen Angriffen ausgesetzt. Wir treten über die niedergelassene Zugbrücke in das Innere und der Thorwart führt uns über einen kleinen Hof in das Haus. Vor uns liegt ein lang gestreckter, niedriger Saal: die Diele ist der festgestampfte Lehmbo den, die Wände und die Decke dicke rauchgeschwärzte Balken. Zwei ungeheure Kamine, an jedem Ende des Saales einer, entluden ihren Rauch in den Saal, da man

damals noch keine Schor: keine kannte; da man sich eben im heißesten Sommer befand, brannte natürlich kein Feuer in den Kaminen. Die Möbel bestanden in einem langen, eichenen Tische und, den Wänden entlang, eben solchen Bänken; am obern Ende stand ein Quertisch, mit mehreren rohgezimmerten Stühlen, für den Hausherrn und seine Gäste. Willibald, der alte Haushofmeister saß mit mehreren Dienstleuten auf einer Bank in einer Ecke des Saales, als zwei als Kriegersleute gekleidete Männer hastig eintraten. Ihre Gesichter und Kleider waren mit Schmutz und Blut besleckt. Voll Bestürzung sprangen Alle auf und der Haushofmeister trat auf sie zu und fragte: „Was ist geschehen? Wo ist Herr Walter?“ „Laß uns erst Wasser geben, guter Willibald, unsere Gesichter vom Blute zu reinigen,“ sagte Konrad, einer der Reißigen, „und verbinde unsere Wunden, dann werden wir dir Alles erzählen.“

(Schluß folgt.)



Fortschritt der Zeit.—Wenn vor fünfzig oder siebenzig Jahren ein Mann den Glauben an das Christenthum wegwarf, so lebte er nicht allein in Mißachtung vor seinen Mitmenschen, sondern vor sich selbst verlor er alle Achtung. Heute sind die Menschen schamlos, und das offene Geständniß des Unglaubens ist zur nichts-nutzigen Prahlerei geworden. Ist das wahrer Fortschritt?

Das weltliche Geizen nach Ehre.—Der Ehrgeiz macht sich überall geltend, selbst im häuslichen Leben; in der einen oder andern Form zeigt es sich bei jedem. Dieses weltliche Geizen nach Ehre verdirbt die Herzen von Tausenden, weil es eine Menge von Leidenschaften in den Herzen erregt, die von ihm ergriffen worden. Neid, Eifersucht, Rivalität, Streit, rasches Urtheil, Verkleinerung des Nächsten, Verleumdung, Beseitigung derer, die mit uns nach demselben Ziele ringen und vielleicht

uns besiegen: alles das sind Formen jener Geizlosigkeit, in welche der Ehrgeiz unsere Herzen stürzt.

Die Compromißsucht — ein Zeichen der Verweltlichung.—Die Compromißsucht d. h. jener Geist, welcher geneigt ist, wesentliche Punkte unserer heiligen Religion zu Gunsten des Irrthums und des Unglaubens abzuschwächen und auf dieselben zu verzichten, ist eine weit herrschende Neigung und eine höchst gefährliche Richtung des modernen Weltgeistes, der auch in die amerikanische Kirchenpolitik sich einzuschleichen sucht. Man sucht sich selbst und „hohirt“ anderen, besonders dem modernen Staatsgötzen. Die Tage, in welchen wir leben, sind keine Tage festen Sinnes und Charakters.

Der Rosenkranz ist das Buch der Armen, der Kranken, der Leidenden in schlaflosen Nächten.

Die Lösung der socialen Frage.

Von Rev. Dr. G. G. Braun.

(Schluß.)



Es gab eine Zeit und sie ist nicht gar ferne wo man die Thätigkeit des Priesters auf die Kirche und Sakristei beschränken wollte. Ein solcher Vorschlag von „Abstinenzpolitik“ ist eine satanische Hinterlist. Die Bischöfe der Kirchenprovinz Quebec schrieben in dem Pastoral schreiben vom 22. September 1875: „Menschen, die Euch, geliebteste Brüder, be tr ü g e n wollen, wiederholen ohne Unterlaß, die Religion habe nichts mit der Politik zu thun: Auf die religiösen Principien brauche man bei der Discussion der öffentlichen Angelegenheiten keine Rücksicht zu nehmen; der Klerus habe seine Thätigkeit auf die Kirche und Sakristei zu beschränken, und das Volk müsse in der Politik sich seine moralische Unabhängigkeit bewahren.“

Auf dem italienischen Katholiken-Congresse in Tiesole im Jahre 1896 sagte Mg. Rudini-Tedeschi in Anwesenheit vieler Bischöfe: „Der Priester gehört keineswegs bloß in die Kirche, sondern er hat eine ganz eminente Pflicht, mit aller Kraft und um jeden Preis am sozialen Leben in all seinen verschiedenen Formen theilzunehmen und es mit dem Geiste Christi zu beleben. Das christliche Volk bedarf christlicher Führung. Es giebt Leute, die sagen: „Der Priester gehöre in die Sakristei!“ Dieses verächtliche Schlagwort haben zuerst die Illuminaten (freimaurerischer Geheimbund) erfunden, um desto ungehörter Gesetzgebung, Schule und Alles, und zuletzt auch noch die Sakristei für sich in Beschlag zu nehmen.“

Die Münchener Generalversammlung der Katholiken Deutschlands vom Jahre 1876 legt ausdrücklich dem Klerus ans Herz „die sociale Frage zu studieren, zu allem, was zum Wohle der Arbeiter dienen kann, hilfsreiche Hand zu leisten und seinem priester-

lichen Berufe gemäß jene christlichen Grundsätze in erhöhtem Maße zur Geltung zu bringen, welche die Zufriedenheit in die Herzen der Einzelnen und dadurch auch in die verschiedenen Gesellschaftsklassen zu pflanzen und zu erhalten im Stande sind.“

Diese Münchener Resolution ist nicht allein gerechtfertigt und begründet, sondern auch heilsam und zeitgemäß. Dem Priesterstande gilt das Wort des göttlichen Heilandes: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz schal wird, womit soll man dann salzen.“ Der Weltklerus hat ordentlicher Weise die pflichtmäßige Aufgabe, der geschwächten Erkenntniß und dem geschwächten Willen durch Belehrung und durch Vermittelung von natürlichen und übernatürlichen Gnaden stetig zu helfen. Erfüllt der katholische Klerus diese Pflicht? Ueberall? Hören wir, was der protestantische Professor Elsester von der socialen Thätigkeit der katholischen Priester (Deutschlands!) sagt:

„Der Geistliche ist der einzige, der Herz zum Herzen mit dem Arbeiter redet, Frau und Kinder Rath erteilt, sie im Unglück aufrichtet, ihnen Segen, Trost und Almosen spendet. Ihm ist keine Stube zu eng, kein Arbeiter zu arm, kein Stolz hält ihn ab, selbst mit einem herabgekommenen Manne zu reden. Nicht auf dem kalten dogmatischen Wege, sondern durch werththätige Liebe wird das Volk im Glauben erhalten und bekehrt. Die mächtige sociale Bewegung unserer Zeit ist nicht ein Paroxysmus, der vorübergehen wird, sondern bekundet einen Fortschritt in der Entwicklung des Völkerlebens. Aufgabe der Kirche ist es, sich mit dieser Bewegung zu verständigen. Die Zeit wird dann lehren, ob sich auch heute noch jene vielberühmten Worte um das Kreuz bewahrhei-

ten werden: In diesem Zeichen ist der Sieg!"

Der Seelorgsgeistliche hat in der socialen Volksbewegung der Gegenwart wichtige Pflichten in Wort und That zu erfüllen. Es genügt aber da auch nicht bloß die Pflicht, die Armuth als solche möglichst zu unterstützen sondern es gilt auch, in der öffentlichen Bewegung mitzuwirken und nach beiden Seiten hin besonders die rechten Wege zu zeigen. Dazu aber ist voraus Studium und volles Zeitverständnis erforderlich. Die Ursachen der Verarmung und Entfittlichung müssen durch organisirte Selbsthilfe, durch gesetzlichen Schutz der wirthschaftlichen Schwachen nach Möglichkeit wieder beseitigt werden. Ganze Hilfe und rechte Führung ist nöthig! Almosen allein und bloßer Jammer über schlechte Zeiten und drohende Zukunftsgefahren thun es nicht.

3) Die dritte allegorische Figur der socialen Thätigkeit der Kirche ist der Ordensmann, der Mönch, der Kapuziner d. i. die personificirte Liebe zur Armuth, Gehorsam und Einsamkeit.

Das Ordensleben ist ein auf die übernatürlichen Principien des Glaubens gegründeter Stand. In Zeiten, wo der Glaube lebendig und diese Prinzipien feierlich anerkannt waren, erhoben sich die Gläubigen ohne Mühe zur Höhe dieses Standes, und auch diejenigen, welche ihn nicht wählten, begriffen seine Erhabenheit und Vortrefflichkeit. Aber jetzt, wo der Glaube in vielen Herzen entweicht, in andern geschwächt ist, ist es kein Wunder, daß wenige ihn nicht verstehen und so viele ihn anfeinden. Manche können die Ordenspersonen nicht leiden, weil sie nach ihrer Ansicht ein müßiges Leben führen, Andere, weil sie dem Publikum durch Betteln zur Last fallen, Andere, weil die Ordensleute conjuriren und nicht produzieren u. s. w.

Was die mönchische „Wellsucht“ und den mönchischen „Müßiggang“ angeht, so sagte vor mehr als tausend Jahren der heilige Basilius, der geistliche Vater tauzen-

der von Cönobiten: „Das Wesen unseres Einsiedlerlebens ist ein Gebet, aber ein Gebet in Form der Arbeit.“ Die Zellen dieser Mönche waren wie ein Bienenstock, wo ein jeder in der Hand das Wachs der Arbeit und auf den Lippen den Honig des Gebetes trug. Würde die Welt das „Ora et labora“ des Ordenslebens beherzigen — das vertrauensvolle Gebet und die christliche Arbeit, dann wäre ein großes Stück socialer Frage gelöst. Die Welt nennt die Zelle der Mönche ein Gefängniß. O glückliche Gefangenschaft! O Arche Noah's, frei und sicher vor der Sündfluth. Die Welt nennt die Zelle eine traurige Verbannung. O segensreiches Exil, aus der öden Wüste elender, trügerischer Freuden und weltlicher Lüste auf eine fruchtbare Dase, wo die Quelle der Gnade sprudelt und der Baum des Lebens grünt. Die Einsamkeit war die Wonne der Heiligen; sie fanden in ihr Kraft und Muth in den Kämpfen des Lebens, Trost in ihren Leiden, Licht in ihren Arbeiten und einen süßen Frieden, den man im Geräusch der Welt vergebens suchte.

„Was von den Zellen der Klosterleute,“ sagt Bischof Sailer, „das gilt auch von unsern Wohnungen. Wer sein Vergnügen außer seinem Hause suchet, wird Thorheit säen und Kummer ernten.“ Gäbe es heutzutage mehr Hausinsassen, als Gassenreiter, mehr Familienfreunde als Saloonhelden, mehr Kirchen- und Hausleute, als Bühnenauscher, mehr Hausfrauen, als Ausfrauen, dann wäre weniger Jammer und Kummer auf der Welt.

„Nichts widersteht den Söhnen des Heiligen Benedictus, welche die wahren Civilisatoren Europa's waren,“ sagt der Protestant Guizot. Nicht zum geringsten trägt hierzu das Gelübde der Armuth bei. Würde doch die heutige Welt mehr den Reichthum der Armuth lieben, als das goldene Kalb (trügerischen Reichthum) anbeten! Die Reichthümer blähen das Herz auf, zerstreuen das Leben, entflammen die Leidenschaften, gewähren die leichte Gelegenheit sie zu entzesseln, so daß es außeror-

deutlich schwer wird, die Lippen nicht in den Kelch des Vergnügens zu tauchen, der vor unsern Augen glänzt. Die Armuth drückt natürlich den Geist nieder, hilft ihm von den vergänglichsten Gütern dieser Erde sich losschälen, verbannt den Müßiggang, führt die Demuth ins Herz ein und befähigt es zu allen Gnaden und Tugenden. Das Haschen nach Reichtum und nach immer mehr Reichtum, dieser nie zu befriedigende Durst nach Geld ist nicht das geringste Uebel unserer Zeit. Wie glücklich, wie reich ist dort der arme Mönch. Vor Jahren hielt ein Minister seinem Könige einen Vortrag über den Inhalt der socialen Frage. Der König wurde ganz gerührt, ja erschüttert, als der Minister die kommende sociale Revolution schilderte, wenn es nicht anders würde und stellte kurz die Frage: „Aber, wer kann uns da helfen?“ ebenso kurz antwortete der Minister: „Da kann nur der Kapuzinerpater helfen“ durch Predigt und Beispiel.

Der Kapuziner kommt mit seinen Predigten „für Stadt und Land“. Seine Predigten sind „zur Bekehrung oder zum Davonlaufen.“ Sie sind so ein „geistlicher Sturmbock“, um die Bollwerke der Augenlust, die Ringmauern der Fleischeslust und die Thürme der Hoffart, womit Satan sein Besitztum gegen die Gnadenwirkungen Gottes verbarrikadirt hat, zu durchbrechen, um den höllischen Feind zu verjagen, dem Gnadenstrahle Gottes und der göttlichen Wahrheiten in den Herzen wieder Eingang zu verschaffen und die Menschheit ihrem ursprünglichen und rechtmäßigen Eigenthümer—dem dreieinigen Gotte—als Eigenthum wieder zu übergeben.

4) Nun kommt die **O r d e n s j e s e r**, die **N o n n e**. Sie flüchtet sich unter den Schutzmantel Mariens—ein Marienkind—und wehrt mit der Hand das hinter ihr anstürmende Laster ab. Es ist das Bild der betenden und hoffenden Kirche.

B e t e n, ach Beten, das will die heutige Welt nicht, dafür will sie lernen und wissen.

Aber bei der überspannten Wißbegier ist viel Zerstreuung und viel Trug. „Ich hab' mein Herz daran gegeben, Weisheit und Lehre, Irthum und Thorheit zu erforschen, und habe erkannt, daß auch darin eitel Mühe und Bekümmerniß des Geistes sei“ (Pred. 1, 48). Die Nachfolge Christi sagt: „Es giebt so viele Dinge in der Welt, deren Erkenntniß der Seele wenig oder nichts einträgt. Und auf etwas anderes können als was das Heil der Seele fördern hilft—dazu gehört wahrhaftig ein großes Maaß von Thorheit. Viele Worte machen—das stillt den Hunger der Seele nicht. Aber gut sein und recht thuen—das ist das rechte Labjal für unser Gemüth, und ein reines Gewissen schafft uns große Zuversicht vor Gott.“

Die Welt verliert ihr Ziel aus dem Auge, sie schaut nicht genug zum Himmel, sie betet nicht genug. Das ist ein großer Fehler, das ist denn auch der tiefe Grund der schlechten Zeiten. Der liebe Gott läßt sich von den Großen der Welt in der Weltregierung nicht absetzen. Die demüthige Nonne in geräuschloser Stille mit dem Rosenkranz an der Seite, mit dem Strickstrumpf an der Hand, mit zum Himmel gerichteten Herzen, betend zur Himmelkönigin, trägt mehr zum Wohle der Menschheit bei, als manche großgepriesene Helden der Welt. Der Dichter von Dreizehnlinden sagt:

„Treiber, die sich Treiber dünken,
Werden stets doch nur getrieben;
Heergeräthe eines Stärkern,
Die gebraucht, verbraucht, zerstieben.“

Das Führische Bild in seiner Erklärung hat uns manche Licht- und Schattenseiten des menschlichen Lebens vorgeführt. Der Hoffungsgebante ist uns nicht verloren. Also Muth und Gottvertrauen!

Respice stellam, voca Mariam!

Blicke auf zum Meeresstern, rufe Maria an, sagt der hl. Bernhard. Das Leben ist eine Pilgerfahrt durch eine dürre Wüste, wo Entbehrungen der verschiedensten Art auf uns warten, wo Leiden und Schmerzen uns bedrängen, wo innere und äußere

Feinde fort und fort auf uns lauern. „Ein Kampf ist des Menschen Leben hier auf Erden, und wie die Tage des Tagelöhners seine Tage“ (Job 7, 1). „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und wird mit vielem Gedende erfüllt.“ (Job 14, 1.)

Doch der allgütige Gott im Himmel verzeiht die Sünden nie; so hat er sich unser Erbarmen und hat seinen eingeborenen Sohn vom Himmel uns gesandt, und dieser hat uns Mittel über Mittel an die Hand gegeben, um glücklich durch die Wüste dieses Lebens in das Land der ewigen Freuden hineinzugelangen. Ja, er hat noch mehr gethan. Er hat uns in Maria, der seligsten Jungfrau, einen unerschöpflichen Quell überströmender Hilfe für alle unsere Leiden und Kämpfe eröffnet. Gewiß sind in dem dunklen Schooße der Zukunft vielen Menschenkindern noch schwere Tage aufbewahrt. Allein mag kommen, was da immer wolle, Ueberfluß und Armuth, Hölle und Welt, Leiden und Noth, Krankheit und Tod, mit unerschütterlichem Vertrauen können wir zu Maria aufschauen und mit der heiligen Kirche ihr zurufen: „Du bist uns, o Herrin, zur Zuflucht geworden.“

Mutter von der immerwährenden Hilfe, bitte für uns!

Eve maris stella!

Schwarz ist die Nacht
Wild tobt die Nacht
Des Wetters und der Wellen,
Es fliegt das Schiff
Von Riff zu Riff,
Als müßt' es schier zerbrechen.—

Maria!

Noth zuckt der Strahl,
Und dumpf zumal
Grollt rings der Donner nieder;
Der Hafen fern,
Und nicht ein Stern
Blickt trostverkündend nieder!

Maria!

In Sturm und Noth,
In Angst und Tod,
Wer steht uns da zur Seite?
Wer hält die Wacht
In finst'rer Nacht,
Und gibt uns gut' Geleite?—

Maria!

Auf weitem Meer
Wahnt Sie—so hoch,
Und doch so himmlisch milde,
Voll Guld und Gnad
Uns sichern Pfad
Wohl durch die Nacht, die wilde!

Maria!

O Meeresstern,
Du Magd des Herrn,
Breit' Deine Mutterhände
Erbarmend aus,
Führ' uns nach Haus,
Mach' aller Noth ein Ende!

Maria!

Doch wenn es wär',
Daß wild das Meer
Uns heut noch sollt' verschlingen,
So hilf, daß Noth
Und bitt'rer Tod
Uns in den Himmel bringen!

Maria!

Die Augen Dein,—
Wie Sterne rein—
So mild und so voll Güte,—
Am letzten End'
Noch zu uns wend',
Und unser Herz behüte!

Maria!

Hier—Leid und Last,—
Dort—Ruh' und Raft!—
D'rum unser Schiffelein richte
Zum sel'gen Port,
Und zeig uns dort
Den Sohn im ew'gen Lichte!

Maria!

Cordula Peregrina.

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Ein barmherziger Vater!

Die Krankheit des Legationsrathes hielt die Baronin länger in Baden-Baden zurück als man anfänglich erwartete. In Sankt Moritz war die Saison längst vorüber, und nur die Winterkurgäste logirten in den wenigen Hotels, die zu deren Beherbergung „offen hielten.“ Der Sanitätsrath war in seine Heimath Frankfurt am Main zurückgekehrt, nachdem er der Baronin brieflich auf das Bestimmteste versichert, Joseph sei bei Bruno und Herrn della Baletta in den besten Händen. Er rieth, den Knaben unter allen Umständen im Engadin den Winter zubringen zu lassen. Die Baronin werde sehen, daß Gott, der Herr über Leben und Gesundheit, ihr Kind nicht verlassen habe. Joseph werde nie—das Opfer müsse sie bringen—ein stattlicher, gesunder Mann werden. Aber seine geistigen Fähigkeiten seien erwacht und man dürfe nicht zweifeln, daß nach dieser Richtung alles eine erwünschte Entwicklung nehmen könne, wenn man nur Sorge trage, daß der Knabe von Liebe und Menschenfreundlichkeit umgeben sei. „Er ist wie ein kleines Kind, das anfängt zu sprechen und zu beobachten. Aber dieser späte, normale Anfang verspricht einen rascheren Fortschritt als es derjenige ist, den wir bei normalen Kindern wahrnehmen. Ihr Knabe hat einen auffallenden Sinn für Schönheit—zumal ein besonderes Interesse für Farben und Lichteffecte. Es scheint, daß die göttliche Vorsehung diese Thatsache benützt, um ihm diejenigen Fähigkeiten nach und nach zu schenken,

über deren Wachsthum sich wohl Niemand so dankbar freuen wird wie Sie, meine gnädige Frau Baronin. Vergessen Sie nicht,“ so schloß der letzte Brief, „mich stets als einen der besten Freunde Josephs zu betrachten und mir häufige Nachricht von ihm zukommen zu lassen. Dem hiesigen Arzt, Herrn Dr. Cattaneo, können Sie unbedingtes Vertrauen schenken. Er ist von mir genau instruirt worden und theilt ganz meine Hoffnungen, nachdem er Joseph beobachtet hat. Er ist Ihrer Concession und wird den Knaben gewissenhaft behandeln. Bruno dürfen Sie vorläufig auf keinen Fall von Ihrem Kinde trennen. Er muß Josephs Gefährte und — Lehrer sein. Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, ist ein Aufenthalt in Italien anzurathen. Doch bis dahin hat es ja noch gute Weile.“

Della Baletta hatte sich im Hotel Rubin ein Studio eingerichtet. Bruno und er waren intime Freunde geworden. Sie nahmen sich Josephs mit der Pärtlichkeit von Vater und Mutter an, machten mit ihm Ausfahrten und kleine Spaziergänge und hatten den Trost, daß ihr Schützling sich von Woche zu Woche besser entwickelte. Lothar Hoffmann wohnte auch noch im Hotel, verkehrte aber gar nicht mit ihnen. Er besand sich öfters auf Ausflügen mit Mrs. Longmans und Tochter und saß Abends mit einigen Herren stundenlang im Raucherzimmer beim Kartenspiel. Bruno führte mit der Baronin einen eifrigen Briefwechsel, an welchem ab und zu auch Della Baletta theilnahm. Der junge Künstler arbeitete an einer Reihe Kartons für die Geschichte des Tobias. Es war sein letzter größerer Versuch, seitdem er die Landschaften ziemlich liegen gelassen. Freilich klagte

er oft, daß ihm in der Hochgebirgsnatur keine Gelegenheit geboten sei, Studien für eine orientalische Staffage zu machen. Aber für den alten Tobias hatte er ein Modell aufgetrieben, wie man es „zu Rom an der spanischen Treppe lange vergeblich finden könnte.“ Der würdige Mann war ein rüst'ger, obwohl bejahrter Bergführer, Namens Johannes Grisalta, aus dem nahen Pontresina. So lange das Wetter es erlaubte, machten Künstler und Modell auch Bergtouren miteinander. Einmal habe der brave Mann sogar Joseph auf seinem breiten Rücken über zwei Stunden weit zu einem Aussichtspunkte getragen, von wo man einen unvergleichlichen Sonnenaufgang genoß. Die im purpurgoldenen Licht erstrahrenden Schneeriesen der Bernina-Gruppe hatten das Gemüth des Knaben in auffallender Weise erschüttelt. In Teden und Showls gehüllt, saß Joseph auf einem Felsblocke und starrte mit weitgeöffneten Augen in die flammende Gluth, unbeweglich und als ob er seinen gebrechlichen Körper von der Farbenpracht wollte härken und beleben lassen. Und als der letzte roßige Schein in das weiße, klare Tageslicht untergetaucht war, griff er nach Brunos Hand und zitterte vor Freude, so daß man ihn beruhigen und festhalten mußte. Der alte Tobias weinte helle Thränen in seinen grauer Bart. Sein jenem Morgen wollte Joseph immer die Sonne sehen. Des Abends machten ihn seine Freunde auf den gestirnten Himmel aufmerksam und auch diese schönen Kreaturen erfreuten den erwachenden Geist des Knaben. Bruno betete Tag für Tag zu dem himmlischen Vater, daß er die Stunde senden möge, in welcher Joseph auch ihn und seinen Erlöser kennen lerne. Zwar kannte das arme Herrle das Bild des Herrn am Kreuze, und sein Freund hatte ihn gelehrt, den Namen Jesu auszusprechen, wenn er das heilige Zeichen an seine Lippen drückte. Aber verstand der Knabe diese fromme Handlung auch? Bruno hat viele Gründe, es zu bezweifeln. In seiner

Rathlosigkeit, die doch wieder natürliche, naive Weisheit war, pflegte er Joseph beim Anblicke der Sonne und des Sternenhimmels auch zuzurufen: Jesus! Und wenn der Knabe es nachgesprochen, fügte sein Lehrer mit eindringlichem Ernst hinzu: „Er ist Gott und hat dies alles gemacht!“ In einem Briefe von daheim hatte ihm seine Mutter, die Oberförsterin, gerathen, er solle das Herrle mit zur Messe nehmen. Bruno that es, aber Joseph war vollständig theilnahmslos und seine Haltung störte die Leute. Seitdem nahm Bruno ihn jeden Morgen nur zu einem stillen Besuch in die dem Hotel gegenüberliegende Pfarrkirche. Wenn die Kirche sonst leer war, konnte der Knabe niemanden ärgern, und die Nähe seines Gottes blieb doch auch für ihn Wahrheit und Wirklichkeit.

Bald fiel auch im Thale der erste Schnee, und die englischen und amerikanischen Wintergäste rüsteten sich für den Eis- und Schlittensport. Endlich kam ein Telegramm von Josephs Eltern.

„Kommen Montag früh mit Julierpost.
Baron und Baronin Fernau.“

Der Baron also auch? Della Baletta und Bruno wußten nicht ob sie sich freuen oder ob sie fürchten sollten. Es waren Stunden banger Erwartung. Bruno richtete besorgte Blicke auf seinen Schützling und wäre am liebsten vor dem Legationsrath über die Berge nach Italien geflohen. Das arme Herrle selbst hatte keine Vorahnungen und mochte wohl bis zur Ankunft der Eltern von den Dreien der Glückliche sein. Ettore Della Baletta war so nervös, daß er selbst mit seinem ehrwürdigen Modell schalt, das sich doch nur nach langem Sträuben und vielen Bitten zum ‚Sigen‘ hatte bewegen lassen.

Und dann traf schließlich die Julierpost ein. Die Baronin eilte die Treppen hinauf in Josephs Zimmer. Als sie die Thüre geöffnet, lönte es ihr deutlich und klar entgegen:

„Mutter!“

Das war Bruno's Werk.

Mit einem Aufschrei stürzte sich die Mutter, die dieses süße Wort noch nie von den Lippen ihres einzigen Kindes gehört, auf das Josephle und bedeckte sein blaßes Antlitz und die mageren Hände mit ihren Klüßchen und Thränen seliger Freude. — —

Der Legationsrath hatte seinen Sohn nicht sehen wollen. Er ließ sich von dem Vetter seiner Gattin, den er kühl und ceremonieell begrüßte, sofort in sein Zimmer führen. Felix Lehmann, sein Diener, mußte ihm beim Treppensteigen noch behilflich sein.

Auch Bertha, die Jose, war wieder in der Begleitung ihrer Herrin.

Wie hatte sich das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten gestaltet?

Bruno sollte es bald erfahren. Felix erschien an seiner Thüre und meldete:

„Herr Baron lassen Herrn Starck auf einige Minuten in sein Zimmer bitten.“

Der Jüngling ging sogleich. Seit Jahren hatte er kein Wort mit dem Baron gewechselt. Was mochte er wollen? Als er eintrat, sah er den Legationsrath in einem bequemen Sessel ruhen. Auf dem Tische stand ein Theeservice, von dem nur eine Tasse gebraucht war. Es schien also, die Baronin war nicht bei dem Imbiß ihres Mannes zugegen gewesen. Herr von Fernau wies bei Bruno's Erscheinen schweigend mit einer bloßen Handbewegung auf den Stuhl an der gegenüberliegenden Tischseite. Bruno verbeugte sich höflich:

„Herr Baron, darf ich mich zuerst nach Ihrem Befinden erkundigen?“

„Ich danke, Bruno—oder Herr Starck, muß ich jetzt sagen, denn Sie sind ein junger Mann geworden, seitdem ich Sie mit Ihrem Vater zuletzt gesehen—ich glaube, es war bei der Untersberger Treibjagd, wo Sie den Sohn des Obersten von Wienerneck aus dem Wasser retteten.“

„Geh! es dem Herrn Baron wieder besser?“ fragte Bruno erröthend.

„Ich werde in einigen Monaten wieder

ganz hergestellt sein. Vorläufig mußte ich mir auf den Rath der Aerzte längeren Urlaub auswirken. Es kommt mir diese Ruhe äußerst ungelogen, da der Reichskanzler mir gerade einen selbstständigen Posten zugebacht hatte.“

„Würde Ihnen der Posten später nicht mehr offen stehen?“

„Ich glaube doch, wenn meine Genesung nicht allzulange dauert. Indessen es sind da noch andere Hindernisse . . . nun, kurz, wir müssen die Zukunft abwarten.“

„Gott wird schon alles zum guten Ende führen.“

Ein spöttisches Lächeln spielte um die Lippen des Legationsrathes, das er jedoch schnell unterdrückte. Er fragte in feinem ruhigen, gemessenen Tone:

„Wie alt sind sie jetzt Starck?“

„Bald achtzehn, Herr Baron.“

„Haben Sie Ihre Studien beendet?“

„Das Gymnasium, ja. Vor einem Jahre.“

„Das ist ja ausnahmsweise früh. Sie sehen übrigens noch jünger aus als achtzehn, so . . .“

„Weil ich noch keinen Bart habe, Herr Baron?“ lachte Bruno.

„Nein, weil sie noch so frisch und heiter in die Welt schauen. Sorgen haben Sie keine?“

„Gott sei Dank, nein.“

„Auch noch keine . . . na ja, noch keine Dulcinea?“

Bruno sah den Legationsrath erstaunt an. Mit dem spöttlichen Ausdruck von vorn erklärte der Diplomat:

„Eine Flamme, eine Angebetete mein' ich, junger Freund.“

„Herr Baron“ erwiderte Bruno, „ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich noch ein ganz junger Bursch bin. Ich gebe mich mit solchen Gedanken nicht eher ab als bis ich mich verheirathe—wenn das überhaupt geschieht.“

„O da waren wir — der junge Graf Eller, Sie kennen ihn ja—ganz andere junge Herren. Nichtige Schwereuöther.

So erinnere ich mich eines Abends, wie in der „Goldenen Aehre“ Tanzmusik war—

„Das war doch nicht, weshalb Sie mich rufen ließen? unterbrach Bruno die bequimmende Erzählung, indem er that, als ob er sich erheben wolle.

Zernau schoß roth an. Er fühlte, daß dieser reine Jüngling nichts von seinen Abenteuern wissen mochte.

„Gut“ sagte er, „wenn Sie so eilig sind, wollen wir gleich von der Geschichte reden. Ich habe Ihnen nämlich meinen Dank abzustatten, Stark . . .“

„Mir? Dank?“

Etwas schwer brachte der Baron es über die Lippen:

„Ja, ich bin . . . wir, meine ich, besonders die Baronin, sind Ihnen großen Dank schuldig . . .“

„Aber wofür denn, Herr Baron?“

„Weil . . . nun ja, weil Sie das Kind so aufopfernd und treu beschützt haben . . .“

„Das' Kind, sagte er, als ob es nicht sein eigenes wäre.

„O, Josephle“ machte Bruno.

„Ja, es ist ein großes Opfer für Sie gewesen.“

„Ein Opfer? Für einen Freund zu sorgen, ein Opfer?“

„Der . . . das Kind kann doch unmöglich Ihr Freund sein.“

„Unmöglich mein Freund sein? Aber, wenn das doch der Fall ist.“

„Es ist unmöglich. So etwas kann kein Mensch lieben. Ich habe das Kind seit Jahren nicht mehr gesehen und trotzdem verfolgt mich sein letzter Anblick noch heutigen Tages in meinen Träumen—nein, selbst wenn ich wache, erscheint mir die ungeliche Gestalt. Ich glaube, Sie können sich vorstellen, was ich zu leiden habe—zumal ich sonst keine Kinder habe.“

„Herr Baron, Sie sollten sich überwinden und den guten, armen Joseph recht häufig bei Sich haben!“

„Mensch, was verlangen Sie da von mir! Dazu habe ich nicht die Kraft.“

„Der liebe Gott wird sie Ihnen geben.“

„Ach, was hilft es mir, daß Sie da mit einer frommen Phrase kommen. Die paßt besser für die Baronin. Nein, rein—vergeben muß ich. Bald wird sich eine Lösung finden, die daheim sehr überraschen wird. Es ist wahr, die Baronin hat sich für mich in Baden geradezu aufgeopfert, in dessen, ich bin ein Mann in den besten Jahren und habe die besten Aussichten auf eine glänzende Carriere . . . kurz und gut, ich habe Sie nur bitten lassen, Stark, um Ihnen als Edelmann nach Gebühr zu danken . . .“

„Sie haben mir nichts zu danken. Ich habe nichts gethan als was mir die Liebe zu Joseph eingab.“

„Aber, Himmel, lieben Sie denn das Kind allen Ernstes?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Wie einen Freund?“

„Ja, und wie ein Geschöpf Gottes.“

„Was wollen Sie werden, Stark?“

„Billeleicht Mediziner, Herr Baron. Doch schwanke ich noch.“

„Dann haben Sie ein medizinisches Interesse an—an dem Kinde!“

Bruno's Stimme klang vorwurfsvoll, als er versetzte:

„Nein, Herr Baron, ein menschliches—ein christliches.“

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, bis Herr von Zernau wieder begann:

„Was also kann ich für Sie thun? Ich möchte Ihnen eine Aufmerksamkeit erweisen.“

„Ich danke, aber ich bedarf nichts.“

„Billeleicht für Ihre Studien an der Universität!“

„Mein Vater ist ein wohlhabender Mann und wird alles für mich thun.“

„Ich weiß, ich weiß. Aber kann ich Ihnen denn gar kein Geschenk machen?“

„Nein, ich danke, Herr Baron.“ Er stand auf.

„Haben Sie keinen—gar keinen Wunsch, Stark? Ihr Stolz wird nicht verletzt, wenn Sie mir die Gelegenheit geben, als Edelmann an Ihnen zu handeln.“

Bruno überlegte. Er sah wunderschön und wahrhaft vornehm aus, als er dann dem Baron festen Tones die Antwort, gab: „Nun wohl, als christlicher Edelmann können Sie dieses Gott und mir zuliebe

Ihun: Seien Sie dem Josephle ein barmherziger Vater!“

Damit ging der Jüngling lächelnd aus dem Zimmer und ließ den verblüfften Baron allein.

(Fortsetzung folgt.)



Unter den heidnischen Völkern von Tonkin glänzte als einer der hervorragendsten Verbreiter des Glaubens der gottselige Missionar *C a p p a r F e r e i r a*. Er hatte seine schwere Arbeit ganz unter den kräftigen Schutz Derjenigen gestellt, welche der heilige Cyrillus das Licht des Glaubens nennt, — unter Maria. Er pflegte an allen Orten, wo er das Evangelium predigte, ein schönes Bild der Muttergottes auf einen Altar zu stellen und daneben zwei brennende Lichter, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer mehr auf seine Predigt hinzulenken. Das Bild stellte Maria vor, das Jesukind auf dem Schooße und den holden Knaben Johannes neben sich. Einst hatte er in einer Stadt wieder sein liebes Bildniß aufgestellt, als plötzlich eine heidnische Frau voll Erstaunen ausrief, indem sie unverwandt ihren Blick auf das Bild richtete: Ja, dies sind die Drei, die zu mir gekommen, ich habe sie schon gesehen! — Der Missionär ließ die Frau zu sich kommen und fragte sie um die Ursache ihres Ausrufes. — Sie erzählte, daß sie dem Götzendienste bis in ihr hohes Alter von achtzig Jahren immer sehr zugewandt gewesen, dabei aber stets ein brennendes Verlangen nach dem Besitze der Seligkeit in sich gefühlt habe. Aus diesem Grunde habe sie alle Armen mit der größten Freigebigkeit unterstützt, in der Hoffnung, durch Almosen sicher den Himmel zu erlangen. — Da erschien ihr in einer Nacht ein wunderbar helles Licht, aus dessen feurigem Glanze eine Frau von holdseliger Gestalt und Annuth hervortrat. Sie war von zwei nicht minder schönen Knaben begleitet und sprach zu ihr diese Worte: Folge mir nach, und du wirst die Seligkeit des ewigen Lebens gewinnen. Als sie erwachte, war das himmlische Bild ihren Sinnen

lebendig eingedrückt, das glänzende Licht begleitete sie überallhin; wer jedoch diese Personen gewesen, wie und wohin sie ihnen folgen sollte, blieb ihr verborgen bis zum heutigen Tage, an welchem sie zu ihrem größten Erstaunen auf jenem Bilde die nämliche Frau mit den zwei Knaben erblickt habe. Freudig bewegt über diese Gnade, welche Maria dieser Frau erwiesen, jing der eifrige Missionär sogleich an, sie im Glauben zu unterrichten. Er mußte über die Gelehrigkeit dieser hochbetagten Matrone staunen und konnte ihr bald die heilige Taufe ertheilen. Nicht lange darnach verschied sie selig im Herrn.

Die Sucht nach Reichthum. — Der heilige Geist sagt im ersten Buche der Könige: „Die Habsucht ist die Wurzel aller Uebel, und ihr nachjagend, sind etliche abgeirrt vom Glauben und haben sich verstrickt in gar vieles Wehe.“ Und der Bölkerapostel im Briefe an Timotheus: „Die, welche reich werden wollen, fallen in Versuchung und die Schlingen des Teufels, und in viele unnütze und schädlichen Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen.“

Die Rechte der Frauen. — Mann und Frau auf den Fuß der Gleichheit stellen, die Frau aus der ihr eigenen, von Gott bestimmten Sphäre, dem häuslichen Leben, wo sie herrscht und waltet, hinausdrängen und in's öffentliche Leben der Völker stellen wollen, heißt nicht die Frau erheben, sondern sie erniedrigen. Das Geschrei der Frauenrechte kann als eines der tiefsten und sichersten Anzeichen für jenen Geist der Gesetzlosigkeit angenommen werden, welcher unsere Gesellschaft befallen hat.

Das Vertrauen auf Gott.

(Schluß.)



Die Lehre von der Vorsehung Gottes enthält noch eine andere Wahrheit. Die Vorsehung Gottes bedient sich auch der mit Vernunft begabten Wesen, um ihre Pläne zu verwirklichen. Gott leitet und führt die Menschen und alle vernünftigen Wesen, sodaß er unter voller Wahrung ihrer Freiheit, sie zu Werkzeugen seines göttlichen Willens macht; selbst die bösen Absichten der Menschen weiß er zum Guten zu lenken. Vor allem aber sind es die Tugenden und die guten Werke der Menschen, welche Gott der Herr benutzt, um in der Weltregierung Segen zu spenden und seine Liebe einzelnen Menschen durch seine göttliche Vorsehung in besonderer Weise zuzuwenden. Das sehen wir ebenfalls in der Geschichte des Propheten Elias.

Noch weilte der Prophet am Bache Garith. Da erging das Wort des Herrn an ihn und sprach: Mache dich auf und gehe hin nach Sarepta im Lande der Sidonier und bleibe dort; da habe ich einer Wittve befohlen, daß sie dich ernähre. Abermals ein sonderbares Wort! ein Befehl, unverständlich dem natürlichen Menschen. Gehe nach Sarepta im Lande der Sidonier auf das Meer zu, dort, wo die Königin Jezabel her war. Dort sollte der Prophet bei einer Wittve einkehren. Wie mag die ihn wohl aufnehmen? Jedenfalls war es eine Heidin; denn dort um Sidon herum war ja das ganze Land heidnisch. Eine heidnische Wittve wird in der Zeit der schrecklichen Noth wohl schwerlich ihr Brod mit dem Elias brechen. Aber Elias, ungeachtet aller menschlichen Zweifel, machte sich auf den Weg. Gott hatte es gesagt. Seine Vorsehung wird ihn leiten. Gott, der ihm den Raben gesandt, wird auch das Herz der Wittve bestimmen können. Er erhob sich und ging nach Sarepta.

Die hl. Schrift erzählt: Als er in die Nähe der Thore der Stadt Sarepta kam, erschien ihm ein Weib, eine Wittve, auf dem Acker, die Holz sammelte. Das war eine gleichgültige Beschäftigung; indessen Gott knüpft an die gewöhnlichen Dinge des Lebens zur Ausführung großer Pläne seine Vorsehung an. Auch das Kleine ist groß in den Augen Gottes. Die Treue in den täglichen Dingen wird zum Anknüpfungspunkt für die großen Gnaden-Absichten und Gnadenwirkungen Gottes.

Was war das für eine Frau, die Elias dort antraf? Die hl. Schrift sagt: es war eine Wittve. Damit sagt sie uns schon genug von Verlässenheit und Vereinsamung ihres Lebens. Glänzend wird es in ihren irdischen Verhältnissen nicht bestellt gewesen sein—sie sammelte ja Holz. Es war eine arme Wittve. Aber sie hatte einen Sohn, und der Sohn, das Kind ihres Herzens, war die Freude ihres Lebens. Wie ein Sonnenstrahl brachte der Sohn Licht in ihre dunkle, einsame Hütte; er war ihr Trost. In dem Sohne lebte die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten für sie fort. Auf seinen Zügen sah sie täglich das Bild des Vaters, der einst ihr in Liebe beglückt entgegenlachte. Der Sohn war die Freude, war die Hoffnung ihres Lebens; wie Isaak, der Sohn Abrahams, dessen Lachen die Freude seines Herzens genannt wird. Der armen Wittve war ihr Kind in dem vereinsamten Leben ein Trost, der ihr jede Noth versüßte; um ihn, den Sohn, den sie in Thränen und Sorgen großgezogen hatte, bewegte sich ihr Hoffen und ihr Lieben; in der letzten Stunde des Lebens sollte der Sohn die brechenden Augen schließen. So wäre es im Frieden der stillen Hütte gewesen, wäre nicht der Prophet aufgetreten, der da kam mit seinem Wort wie mit einer brennenden Fackel;

Unglück und Noth war mit ihm über jede Hütte und jedes Haus hereingebrochen; auch über die Schwelle des glücklichen Heim dieser Wittve und ihres Sohnes war der Jammer eingezogen. Täglich sah sie mit bangem Herzen die ersparten Vorräthe schwinden, stündlich kam das Geipenst des Hungers näher, für sie um so schrecklicher, je größer die Liebe zum Kinde war. Hätte sie nur für sich den Tod zu fürchten gehabt, sie hätte ihr hoffnungsloses Leben zum Opfer gebracht — aber ihr Kind leiden, ihren Sohn sterben zu sehen, das war für sie ein Kelch so voll Bitterkeit, daß ihrem Mutterherzen keine größere Qual zu denken möglich war. Mit wachsender fieberhafter Sorge sann und suchte sie nach Brod, wo immer noch ein Hoffungsstrahl auf Rettung ihr leuchtete, den Schrecken des Todes zu bannen. Alles vergeblich; jede irdische Hoffnung versagte. Nur noch eine Handvoll Mehl war im Topfe und ein wenig Del in ihrem Kruge; mit Entsetzen sah sie die Kräfte des Sohnes schwinden, er wandelte vor ihren Augen, abgehärmt zu Tode, einer Leiche ähnlicher als dem Leben. Jetzt war das Maß des Kummers voll; sie wollte dem Tode, wenn er nicht mehr abzuwenden war, mit großem Herzen entgegensehen. So machte sie sich denn auf, Holz zu sammeln zum letzten Mahle. Da stand sie draußen vor der Stadt auf dem Acker, als der Prophet daher kam. Sie hatte zwei Stücke Holz in der Hand. Der hl. Augustinus sagt: Die beiden Stücke Holz bedeuten das Zeichen des Kreuzes Christi, das aus zwei Balken gezimmert ist; sie wollte das Geheimniß des Kreuzes erkennen. Sie war nicht verbittert, sie toble nicht gegen das Geschick, sie hat nicht gegen den Himmel die Hand erhoben, sie hat in allem Leid des Herzens das Vertrauen auf die Vorsehung Gottes nicht verloren; in aller Betrübniß war doch die Liebe zu Gott in ihrem gequälten Herzen nicht untergegangen. Voll Ergebung des Herzens sammelte sie zwei Stücke Holz. Sie sah im Geiste hinüber nach

Golgatha zum Kreuz des Erlösers, wie der hl. Augustinus sagt; in ihr ging das Achnen und Sehnen nach dem konmenden Erlöser, nach dem Gekreuzigten auf, durch dessen Kreuz die Welt erlöst werden sollte. Dieses Kreuz des Erlösers, durch welches aller Schmerz geheilt wird, warf den Lichtschein seines Trostes voraus in ihr Herz. In der Gesinnung des kommenden Erlösers, im Geiste seines Kreuzes wollte sie leben, leiden und in Ergebung sterben.

Da sieht sie einen fremden Mann des Weges kommen, einen Einsiedler; ehrwürdig ist seine Erscheinung; allerdings fremdartig, aber nicht abschreckend. Er ruft sie an und spricht: Bringe mir in einem Gefäße etwas Wasser, damit ich trinke. Wie? Wasser zum Trinken? — wie kann der Fremde so etwas fordern? Wasser ist nicht so leicht zu haben. Jeder Quell beginnt zu versiegen und die Cisternen sind längst trocken geworden. Indessen, wer kann dem Durstenden den Trunk versagen; was du willst, das dir geschehe, das thue deinem Nächsten; sei barmherzig. Sie machte sich auf, um hinzugehen und sich nach einem Trunk Wassers umzusehen. — Ein Trunk Wassers in Liebe gereicht, ist ewigen Lohnes werth! Die erste Probe ist von ihr bestanden.

Da ruft der Prophet ihr nach: „Bringe mir auch, ich bitte dich, auf deiner Hand einen Bißten Brod zu essen!“ Eine neue Bitte; ein weiteres Verlangen. Es traf sie wie ein Schlag; sie hemmte ihre Schritte; sollte der Mann denn nicht von der allgemeinen Noth wissen und keine Ahnung von ihrem Leid besitzen. Oder wird der zu ihrem Glend noch die Grausamkeit hinzuzügen wollen, sich etwa an ihrem Schmerz zu weiden?

Doch auch jetzt kommt nichts von Zorn über ihre Lippen; sie wendet sich zum Propheten, ihm den Kummer ihres Herzens zu offenbaren. „So wahr der Herr, dein Gott, lebt,“ spricht sie — dein Gott! Der Glaube an den Gott des Propheten ist in ihrem Herzen aufgegangen — „so wahr der

„Herr, dein Gott, lebt, ich hatte kein Brot, nur noch eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Del im Krug; siehe, ich sammle zwei Stücke Holz, um hinzugehen, es zu bereiten für mich und meinen Sohn, damit wir essen und dann sterben.“ Welche Größe des Schmerzes und der Ergebung! Welche bewunderungswürdige Sprache eines vom Leid bis zum Tod gequälten Herzens! Ich sammle zwei Stücke Holz, um das letzte Mehl und Del zu bereiten, damit ich mit meinem Sohn esse—und mit ihm sterbe. Ich habe ihm so oft im Frieden meiner Hütte das Mahl bereitet; wie glücklich waren wir in unserer Armuth an dem kargen Tisch! Jeden Tag war es meine Freude, das Mahl dem Sohne zu bereiten; zu jedem Brot reichte ich ihm den Strahl der Freude meiner Augen. Das sind die schönsten Erinnerungen meines armen Leben. Noch einmal will ich diese Freude kosten, noch einmal aufleben in der Seligkeit der Erinnerung froher Tage; noch einmal wollen wir essen, mein Sohn und ich, und dann sterben; der eine in den Armen dess anderen—dann wollen wir auf derselben Bahre ruhen, und derselbe Todtengräber soll uns hinaustragen, mich und meinen Sohn, in dieselbe gleiche Gruft, damit uns, die das Leben vereinigte, auch der Tod nicht trenne. Wir wollen essen und dann sterben. Nun kommst du, ein fremder Einsiedler, des Weges, mir die letzte Freude meines Lebens, die letzte Wonne der Liebe meines Herzens mir zu nehmen. Beraube das Mutterherz nicht des letzten traurigen Glückes des Erdenlebens! Steh ab von deiner Bütte! Noch ein einziges Mal möchte ich mit meinem Sohne essen. Nach der kargen Mahlzeit noch einen Kuß der Liebe zwischen Mutter und Kind—dann wollen wir, mein Sohn und ich, im Frieden sterben.

Wie selten ist solcher Heldenmuth im Schmerz.

Da steht die Wittve von Sarepta mit ihrer Seelengröße strahlend in der heiligen Schrift gezeichnet. Gebeugt, aber nicht ge-

knickt in ihrem Schmerz, sieht sie in sicherer Fassung ihres Herzens mit dem Sohn, den sie geliebt, dem Tod entgegen. Sie hat die Probe der Prüfung bestanden. Nun mag der Prophet von der Liebe Gottes zu ihr reden. Er sprach: „Fürchte dich nicht.“ Sei unverzagt, Gott wird an dir die Wunde seiner Güte offenbaren.—Fürchte dich nicht; gehe hin und thue, wie ich gesagt habe. Bereite zuerst von dem wenigem Mehl einen Aschenkuchen für mich und bring ihn mir; dann magst du auch einen für dich und deinen Sohn bereiten, denn das spricht der Herr Gott Israels, das Mehl soll nicht abnehmen in deinem Topfe noch das Del in deinem Kruge sich vermindern, bis zu dem Tage, an dem der Herr Regen über das Angesicht der Erde sendet.“ Gewiß, das war eine große wunderbare Verheißung. Aber wird die Wittve ihr Glauben schenken? wird nicht der Zweifel sie beschleichen, ob das Wort des Propheten sich auch erfülle? Wie, wenn er sie täuschen würde. Würde sie, wenn sie das Letzte hergegeben, nicht noch den Spott zu ihrem Elend ernten. Wird es nicht leicht fertig sein, sich und den Sohn zu vergessen, um ein Werk der Liebe zu thun. Nein, fürchte dich nicht, Gott läßt sich an Freigebigkeit und Großmuth nicht übertreffen. Barmherzigkeit üben, armt nicht. „Gebet und es wird euch gegeben werden.“ „Hast du viel, sagte Tobias zu seinem Sohne, dann gieb reichlich, und hast du wenig, — nur ein wenig Mehl und Del,—dann gieb von dem Wenigen mit Freuden. Ein großes Vertrauen vor dem höchsten Gott wird das Almosen allen denen, die es üben.“ Nimm dich der Armen an, dann wird Gott sich deiner annehmen.

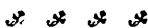
Diese Gesinnungen des Glaubens, dieses felsenfeste Vertrauen auf Gottes Wort und Gottes mächtige, liebende Vorsehung hat bei der Wittve jeden Zweifel, jedes Zögern, jedes menschliche Bedenken siegreich überwunden. Sie bestand auch diese Probe. Sie fürchtete sich nicht; sie ging hin, nach dem Worte des Elias zu thun.

Sie brachte dem Propheten den Aschenkuchen; damit brachte sie ihm ihr Letztes, ihr Liebstes, ihren letzten Wunsch, ihr Alles; es war eine dürftige Mahlzeit, aber es war wunderbar durch die Tugenden ihres Herzens verkört. Eine Großmuth und eine Festigkeit, eine durch die Jahrhunderte hindurch verehrungswürdige That, sagt der hl. Eucherius. Speise und Trank, was damals den Königen fehlte und was die Reichen nicht besaßen, das hat die Wittve, als hätte sie Ueberfluß, gespendet. Ein Schauspiel, den Engeln und den Menschen wohlgefällig. Größer als Abraham ist die Wittve von Sarepta in ihrer Gastfreundschaft, denn jener war reich und hatte Ueberfluß; die Wittve aber gab von ihrer Dürftigkeit. Sie gab mit dem letzten Mehl und Del dahin die Liebe zu ihrem Kind, die Sehnsucht ihres Herzens, den letzten Wunsch ihres Lebens, die letzte Freude dieser Erde. Sie konnte mit David sprechen: „Freudig habe ich, o Herr, alles geopfert.“

Steht dieses Weib in seiner Barmherzigkeit und in seinem Vertrauen auf Gottes Vorsehung nicht wunderbar groß da? In Wahrheit, sie hatte sich der Erbarmungen Gottes und Erweisungen seiner Liebe würdig gemacht. Die hl. Schrift erzählt: Die Wittve ging hin und that nach dem Worte des Elias; er aß und auch sie und ihr Haus. Und von jenem Tage ab nahm der Mehltopf nicht ab und wurde ihr Delkrug nimmer leer nach dem Worte des Herrn, das dieser in die Hand des Elias gelegt hatte.“ Gottes Liebe und Frieden senkte sich wie Sonnenschein über ihre Hütte herab. Jetzt kehrte der Prophet bei ihr ein; ihr Schutz und Hülfle zu sein. Nach tausend Jahren rühmte noch der göttliche

Heiland ihre That: Viele Wittven gaben es in Israel in den Tagen des Elias, als der Himmel drei Jahre und sechs Monate geschlossen war, und eine große Hungersnoth im ganzen Lande war, aber zu keiner von ihnen ward Elias gesandt, als zu der Wittve in Sarepta im Lande von Sidon.

So hat der Mund des göttliche Heilandes das Lob ihrer Gastfreundschaft, ihrer Barmherzigkeit und ihres Vertrauens auf die Vorsehung Gottes verkündet. Längst ist eine Jezabel vergessen, längst in die königliche Herrlichkeit eines Achab zu Schanden geworden, aber das Weib, die Wittve von Sarepta, lebt fort in der Verehrung der Völker, soweit der christliche Name in der Welt gekannt ist. Es lebt auch fort ihr Glaube und ihr Vertrauen in dem Wirken der christlichen Liebe von Tausend und Millionen großmüthiger Seelen, die, selbst arm, die Armuth lindern, selbst dürftig, Dürftige speisen, selbst ohne Geld und Gut, doch noch reich genug durch Gottes Güte sind, die Armen und die Kranken aufzunehmen, sie zu pflegen, mit einem Reichthum der Liebe und der Fürsorge, als ob sie die Schlüssel zu den Schatzkammern der Welt in der Hand hielten. Das Vertrauen der Wittve von Sarepta ist das gesegnete Erbtheil unserer barmherzigen Schwestern und unserer Klöster, der Armen- und Krankenpflege geworden. Es ist, als ob dort, wo im ächt katholischen Geiste die katholische Barmherzigkeit geübt wird, der nicht abnehmende Mehltopf und nicht versagende Delkrug auch heute noch stehe,—so reich lobt Gott der Herr das Vertrauen auf seine Güte, mit welchem in aller eigenen Armuth unermüdet sich und unverzagt Gaben den Armen gespendet werden.



R e v o l u t i o n.—Wenn an einem Körper sich ein Glied auf Kosten der anderen bereichern wollte, so würde die Ordnung zerstört und der Körper selbst der Auflösung entgegengehen. Dieser Egoismus der Glieder im staatlichen Leben ist der Geist der Revolution. Der Egoismus, die Selbst-

sucht besteht nach dem Begriffe, den uns die christliche Sittenlehre von ihnen gibt, hauptsächlich darin, daß der Mensch seine Ehre und seinen Willen der Ehre und dem Willen Gottes vorzieht und sein vermeintliches Wohl durch Kränkung der Rechte seiner Mitmenschen zu befriedigen sucht.

Die Ferienzeit.

Ein beherzigenswerthes Wort an Eltern und Kinder.

Von Rev. B. C. Smith, S. J.

Ferien! Wie süß klingt nicht dieses Wort in dem Ohre eines Knaben und Jünglings! Welche Gefühle ruft es nicht in seinem Herzen wach! Er zählt die Monate, die Tage, die Stunden, die ihn noch von dieser Zeit trennen. Wie oft drängen sich die Freuden, die Vergnügungen dieser Zeit in seine jugendliche Phantasie? Und wenn er erst fern von der Heimath weilt und ein ganzes Jahr von allen Lieben daheim getrennt war, wie muß nicht sein Herz pochen bei dem Gedanken an ein fröhliches Wiedersehen. Die glückliche Stunde, der ersehnte Augenblick ist endlich gekommen. Die Schule ist geschlossen. Der Jüngling nimmt Abschied von seinen Kameraden, von seinen Lehrern und dampft dann der Heimath zu. Welche Freude wieder in den Armen der geliebten Eltern, der treuen Geschwister weilen zu können! Die alten Plätze der Kindheit werden wieder aufgesucht, jede noch so kleine Veränderung erregt Interesse. Hat aber der Sohn ein gutes Zeugniß mitgebracht, ist er in eine höhere Klasse gekiegen oder hat er gar die goldene Medaille erhalten, dann kennt die Freude der Angehörigen keine Grenzen mehr. Der Jüngling wird bewundert, gelobt; jeder Wunsch wird ihm erfüllt. Man sucht alles zu thun, um ihm die Ferien recht angenehm zu machen; er muß sich jetzt gründlich erholen!

Und in der That, Ruhe und Abspannung

ist dem Knaben, dem Jüngling während seiner Studienjahre nothwendig. Die stärkste Sehne erschlafft, wenn sie zu lange gespannt bleibt. Ruhe und Abspannung heißt aber nicht Ungebundenheit und Müßiggang; heißt nicht, sich alles Zwanges entledigen, dem jugendlichen Leichtsinne überlassen; heißt nicht, sich wie ein ungezügelltes Pferd heruntertreiben und sich um die Pflichten der Religion und seines Standes nicht kümmern; heißt nicht, in verbotenen Lüsten schwelgen und sich ohne Rückhalt dem Laster in die Arme werfen.

Und doch, von wie vielen, auch katholischen Knaben und Jünglingen werden die Ferien in dieser Weise aufgefaßt! Wie viele Eltern glauben den Leidenschaften der Kinder in den Ferien größeren Spielraum gewähren zu sollen! „Man muß jetzt nicht alles so genau nehmen, es sind ja Ferien“ das ist die Ausrede bei etwaigen Vergehungen der Kinder. Traurige Thatsache, traurige Erfahrung! Wie mancher Knabe, wie mancher Jüngling ging als ein Engel in die Ferien und kehrte in die Schule zurück—ein Teufel! Seine Seele glich einem jungen Saatselbe, das, von Gottes Gnade bewässert, sproßte und blühte und eine reiche, segensvolle Ernte versprach. Da kam an einem unseligen Nachmittage, in einer unseligen Stunde der Verführer, und warf, wie ein Hagelschlag, die junge Saat zu Boden und vernichtete alle Hoffnungen

der Zukunft. Fraget den erfahrenen, seeleneifrigen Erzieher und Lehrer, weshalb er mit einer so tiefen Wehmut, mit blutendem Herzen, ja oft mit Thränen in den Augen seinen geliebten Schülern die Hand zum Abschiede reicht! Er wird Euch antworten: „Es steigt der Gedanke in meiner Seele auf: Wie viele von diesen unschuldigen Kindern werden in den Ferien gut bleiben, wie viele werden den Verführern in die Hände fallen?“

Keine Blume kennt das Kind!
Gifflige erscheinen bunter,
Wenn es Lust am Bunten find't,
Bricht's die Frucht und gehet unter.
Keine Blume kennt das Kind!

Hat aber das Kind in einer unglücklichen Stunde zum ersten Male aus dem Becher des Bösen getrunken, hat es die erste schwere Sünde begangen, welche Veränderung geht dann plötzlich in ihm vor! Es zeigt nicht mehr dieses heitere, offene, liebevolle Wesen, dieses aufrichtige Lachen, diese offene Stirne, dieses klare Auge, in dem ein ganzer Himmel blauete. Ein Schleier hat sich über sein ganzes Wesen gezogen, es verschließt etwas, das es nicht sehen lassen will, ein furchtbares Geheimniß. Der Vater, die Mutter bemerken oft die Veränderung, sie wissen nicht, was dem Kinde begegnet ist und oft drängt sich ihnen die Frage auf die Lippen: „Kind, was fehlt dir, bist du krank?“ Ja Vater, Mutter, dein Kind ist krank, es ist schwer krank, es hat seine Anschuld verloren.

„Armes Kind, sagt ein großer Erzieher, wohin wird es der erste Schritt führen? Anfangs hat es gezauert, es ist erröthet, es hat gezittert; bald zaudert es nicht mehr, bald erröthet es nicht mehr, bald zittert es nicht mehr. Ein Fall folgt dem andern, ein Abgrund ruft den andern hervor; die

Schwäche vergrößert sich, es bildet sich die Gewohnheit.“ Wer wird es solchen Gewohnheiten entreißen? Wer wird diese Ketten zerbrechen? Welche Anstrengungen kostet es nicht dem seeleneifrigen Beichtvater, dem besorgten Erzieher nach vielen, vielen mißlungenen Versuchen der Sünde im Herzen des Kindes, des Jünglings ein Ziel zu setzen! Und bei wie vielen gelingt es nicht, trotz aller Mühen, trotz aller Opfer, trotz aller Bitten und Beschwörungen. Und dann? Wohin wird die Sünde führen? Das Laster wird bald alles, alles vernichtet, alles getödtet haben. Zuerst den Leib. Die Natur wird nicht ungestraft beleidigt, die beleidigte Natur rächt sich und ihre Rache ist schrecklich. Kommt sie auch zuweilen später, sie kommt doch immer. Kaum noch an der Quelle des Seins, liegt das lasterhafte Kind schon dahin, die Kräfte werden vergeudet, die Säfte vergiftet, der Körper zerrüttet, die Entwicklung gestört. Nicht minder groß sind die Zerstörungen an Herz und Geist. Sinnliche Luste und geistige Freuden, thierische Begierden und geistige Spannkraft stehen zu einander im wechselseitigen Verhältnisse. Schon Cicero sagt, daß fortgesetzte böse Gewohnheiten schließlich das Licht des Geistes und der Vernunft auslöschen. Entnervt durch die elenden Luste, untergetaucht in den Pfuhl der Sinne, wird der Geist abgestumpft, die Schwungkraft erlahmt, der Wille hat keine Kraft mehr weder für die Wissenschaft noch für die Tugend.

Und die arme Seele? Ach ja, die Seele ist ja heutzutage der letzte Faktor, mit dem man rechnen mag. Stelle so manchen, ja selbst Katholiken, die Gefahren vor, in der ihre Reichthümer, ihr Geld sich befinden, sie werden beunruhigt, sie gönnen sich keine

Kraft und keine Ruhe mehr, bis sie die frühere Sicherheit ihrer Güter wiedererlangen; sage ihnen, daß ihr Körper, ihre Gesundheit in Gefahr ist, sie gehen von einem Arzt zum andern, von einem Kurort zum andern, um ihre Gesundheit wieder herzustellen; sage ihnen aber, daß ihre Seele, die Seelen ihrer Kinder in Gefahr sind, sie bleiben kalt wie Eis, und manchen gefühllosen Lippen hat sich das unheilige Wort entzungen: "I don't care!" „Ich gebe nichts darum.“ Es wird aber auch für sie und auch für ihre Kinder einst die Stunde kommen, in der man von ihnen sagen wird „Er ist todt,“ und dann hat die Seele ihre volle, die einzige Bedeutung erlangt, dann ist die Seele in ihre Rechte eingetreten. Wie sieht es aber in der Seele eines lasterhaften Menschen aus? Ach, auf sie kann man die Worte anwenden, die der Dichter der Balla Toa den Zuca-Priestern bei dem Abzuge ihrer Götter in den Mund legt:

„Guzco hat sein Heiligstes,
Seinen Gott verloren.“

Damit ist alles gesagt. Gott verloren, alles verloren! Und wenn das Kind stirbt ohne Gott? Wie viele Unglücksfälle kommen nicht in den Ferien vor! Wie viele ertrinken nicht! Wie mancher Knabe, wie mancher Jüngling nahm Abschied von seinen Lehrern mit den Worten „Auf Wiedersehen im Herbst,“ die Lehrer sahen ihn nicht wieder, statt seiner kam ein Todtenbrief mit den Worten: „N. N. ist ertrunken, ist erschossen, u. s. w.“ Wie, wenn er vorher durch leichtsinnige Kameraden verdorben wäre; verdorben wäre durch die Schuld der Eltern, durch ihre Nachlässigkeit in der Ueberwachung, welche Verantwortlichkeit! Welch ein Wiedersehen in der Ewigkeit!

Auch für den älteren Knaben, für den reiferen Jüngling, der von den Wegen des Lasters längst zurückgekehrt ist, bietet die Ferienzeit viele Gefahren. Alle Kameraden stellen sich wieder ein oder werden wieder aufgesucht, leichtsinnige Gespräche werden zuerst angehört, dann wird aus Menschenfurcht wieder mitgemacht, die alten Pläze der Sünde werden wieder besucht, alte Erinnerungen werden aufgefrißt: da in einem schwachen Augenblicke hält der Geist des alten Lasters wieder seinen Einzug in Begleitung 7 anderer Teufel, die noch schlimmer sind, als er. Die Ketten Satans waren gesprengt, jetzt sind sie von neuem zehnfach fester geschmiedet. Die düsteren unheilsschwangeren Wolken hatten sich verzogen, der Himmel hatte sich geklärt, die Sonne der göttlichen Freundschaft und Huld lächelte dem armen Erdenbürger wieder. Jetzt ist alles wieder trübe, neue Gewitter, neue Stürme erheben sich, der Donner der Gewissensbiße ertönt wieder. Jüngling, armer Jüngling, wo soll das enden? Sieh', wo es endet auf Erden, Geh' in die Hospitäler, sieh dort 18jährige, 20jährige Greise auf ihrem Schmerzenslager sich krümmen und ihre Laster zu spät, ja leider zu spät verwünschen und verfluchen, geh' in die Irrenhäuser, frage dort so manche jugendliche Kranke, was hat dich hierher gebracht; wenn sie dich noch verstehen, werden sie dir antworten: das Laster. Und wo endet es in der Ewigkeit? Glaube nicht, lieber Leser, daß ich dir die Gefahren der Ferien zu schwarz ausmale. Tausende von Jünglingen, von Mädchen und Jungfrauen, die in der Ferienzeit ihre Unschuld verloren haben, die in den Ferien wieder zum alten Laster zurückgekehrt und darin untergegangen sind, beschäftigen die

Wahrheit meiner Aussage. Wie sollen wir aber den Gefahren begegnen? Eltern, betet für eure Kinder: Kinder, hallet Euch an das Gebet. Das Gebet kann alles, das Gebet wird die Unschuld beschützen und verteidigen. Wie schön besingt nicht selbst der protestantische Dichter Tennyson die Macht des Gebetes:

„Mehr als die Welt nur träumt,
Ist durch Gebet vollbracht. Wie eine
Quelle drum
Ersteige deine Stimm' für mich bei Tag
und Nacht.
Sind Menschen besser, als des Feldes
Thiere,
Die folgen blind der Stimme der Natur,
Wenn sie zu Gott die Hände nicht erheben,
Für sich nicht beten und die ihnen lieb?
So ist die Welt, die ganze weite Welt
An Gott mit goldener Kette festgekettet.“

In religiösen Instituten und Kollegien hat das Gebet seinen Platz in der Tagesordnung. Aber wie mancher Jüngling wie manche Jungfrau vergessen ihre Gebete, wenn sie der drückenden Zucht entronnen sind, vergessen sie gerade in dem Augenblicke, wo die Gefahren sich häufen, wo die Gnade Gottes ihnen am meisten noth thut. Halte du fest, mein Jüngling, meine Jungfrau an deinen täglichen Gebeten, deinem Morgen- und Abendgebet, deiner Andacht zum hl. Sakramente, jenem erhabenen Geheimnisse, das Jungfrauen gebiert. Wohn täglich, wenn es dir möglich ist, dem hl. Opfer der Messe bei und bitte während desselben um Schutz in allen Gefahren des Leibes und der Seele während der Ferien. Empfiehl dich häufig dem Schutz der unbefleckten empfangenen Gottesmutter, jenem erhabenen Ideal der Reinheit, jener Hülfe der Christen in allen Anliegen. Dieser Meeresstern wird dir leuchten in den Stürmen des Lebens und dich sicher an den Klippen vorbeiführen. Den Eltern aber

liegt die hl. Pflicht ob, ihre Kinder in den Ferien im Geiste der Frömmigkeit zu erhalten, soviel es an ihnen liegt, und sie zum Kirchenebenfuche und zum Empfange der hl. Sakramente während der Ferien anzuhalten.

Dann wachet. Welche Gefahren, welche schreckliche Gefahren treten nicht heutzutage in unserem Lande an den heranwachsenden Knaben, an den Jüngling, an die Jungfrau heran. Schritt für Schritt stößt das Auge auf Bilder und Gemälde, die das keusche Auge verlegen; schlechte Pamphlete und Advertisements werden jedem gratis in die Hand gedrückt; Leihbibliotheken liefern schlechte Novellen und Romane „zur Bildung des Volkes“, Verführer und Verführerinnen breiten in jedem Stande, in jedem Gewerbe, unter jeder Maske ihre Neze aus, um theils aus Gewinnucht, theils aus Lust, die jugendlichen Seelen zu fangen. Und die Tagesblätter mit ihren sensationellen Neuigkeiten, mit der in's einzelne gehenden Ausföhrung der Verbrechen—sind sie wirklich so harmlos, wie manche glauben? Sind sie es nicht gerade, die den Eltern Sand in die Augen streuen und unter gleichgültiger Maske das tödliche Gift den jugendlichen Herzen zuföhren! In Kollegien ist dem Jüngling das Lesen der Tagespresse gar nicht oder nur mit Auswahl gestattet; in den Ferien sucht er gar oft sich zu entschädigen. Es ist die Aufgabe der Eltern, die Lektüre der Kinder zu überwachen und sorgfältig alles zu entfernen, was dem Herzen der Kinder Schaden bringen könnte.

Wachet ferner über den Umgang der Kinder. In diesen unglücklichen Zeiten, in denen wir leben, müssen die Eltern wohl wissen, daß jeder Kamerad eine Gefahr für

ihr Kind sein kann; und von diesem Gesichtspunkt muß man ausgehen, um die Ueberwachung zu regeln. Wie viele Kinder haben namentlich in Städten vom frühesten Alter an ihre Unschuld in einem gewissen Grade verloren. Wenn solche Kinder mit den eurigen frei und unbeaufsichtigt miteinander verkehren, so ist immer eine Gefahr vorhanden. Ueber die Gefahren, die Knaben und Jünglingen durch den Verkehr mit dem anderen Geschlechte drohen, hier nur ein Wort: Die meisten Freundschaften sind bei weitem nicht so unschuldig und harmlos, wie sie scheinen und werden früher oder später sicher ins Verderben führen.

Dann laffet nie eure Kinder den Fuß in Theater oder Vernügnngslokale setzen, wenn ihr nicht fest überzeugt seid, daß sich dort keine Gefahren bieten. Das Theater ist heutzutage von Grund aus unsittlich, von Kunst ist in manchen keine Rede mehr, man will gefallen und—durch Unsittlichkeit gefallen. Wehe den Knaben, wehe den jungen Leuten, die sich in zweifelhafte Theater und Vergnügungslokale begeben, wie bald werden sie im Sumpfe des Lasters waten!

Doch genug der Schilderungen! Die Ferienzeit ist eine Zeit der Erholung und der Ruhe zur Erhaltung des Körpers. Durch gefährliche Vergnügungen, durch Laster erholt sich aber der Knabe, der Jüngling nicht; dadurch wird nur die Gesundheit des Leibes untergraben, der Geist abgestumpft, die Seele ermordet. Was

nügt ihm der vorübergehende Stiel der Vergnügungen, wenn sie ihm den Unter- gang bereiten. Eine Tageszeitung brachte neulich folgende Geschichte unter dem ironischen Titel: „Hülfe kam zulezt.“ In einer elenden Dachstube saßen zwei Personen, Mann und Frau. Sie hatten keine Arbeit mehr, der letzte Groschen war verzehrt, sie schämten sich zu betteln und erwarteten ruhig den Hungertod. Da klopfte es an der Thür; ein junges Mädchen stand vor ihnen. „Wir haben von Ihrer Noth gehört, kispelte sie leise, und die Charitas-Gesellschaft hat mich geschickt Ihnen zu helfen.“ Da öffnete sie ihren Korb und legte auf den kleinen Tisch ein Paar Pantoffeln, ein halbes Duzend gestickte Taschentücher, und ein kleines Kästchen mit Chinin- pillen und entfernte sich sanft. Was nützen Pantoffeln und gestickte Taschentücher einem Verhungerten! Was Sinnesfreuden und Vergnügungen einem am Laster Dahinsiechenden! Bringet deshalb die Ferienzeit so zu, daß sie in Wahrheit eine Erholungszeit für Leib und Seele werde. Zum Schlusse rufe ich Euch, Eltern und Kinder, das Wort des Dichters zur Beherzigung zu:

„Die im Himmel waren Kind,
Die auch, die der Fluch getroffen;
Ach, so such' ein Kind geschwind,
Lehr es glauben, lieben, hoffen.
Die im Himmel waren Kind!

Wer dies sang, war auch ein Kind,
Und ist jetzt ein armer Sünder;
Und er schreibt auf Sturm und Wind,
Wachet über Gottes Kinder!
Wer dies sang war auch ein Kind.“



Maria hat den geboren, der da gekommen ist, nicht um den glimmenden Docht auszulöschen, nicht um das geknickte Rohr zu zerbrechen, sondern zu suchen, was verloren war, festig zu machen Alle!—

Durch Maria bekommt ihr alle Gnaden, denn wie der heilige Bernhard sagt, ist sie gleichsam der Kanal, durch den uns alle Gnaden zufließen, durch ihre Fürbitte werden uns alle Gnaden zu Theil.

Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

Die ganze Luft ist voll Krieg. Alles riecht schon nach Pulver. Man sagt, daß nervenschwache Leute im Osten beinahe in Krämpfe fallen, wenn nur eine Thüre im Hause heftig zuschlägt. Wenn's einmal heftig donnert, dann meint man schon, die Spanier wären vor der Thür. Kengstliche Leute sehen hinter jedem Baum einen Spanier stehen.

Das kommt daher, daß wir vor einigen Wochen Krieg gegen Spanien erklärt haben. Feierlich hat man der ganzen Welt kund gemacht, daß wir nicht mehr ruhig schlafen können, so lange die Spanier in Kuba weilen. Unser zartes Gewissen läßt uns keine Ruhe mehr. Die Verhältnisse in der Insel Kuba kommen uns zu spanisch vor, als daß wir es länger aushalten können. Die armen Kubaner sterben ja vor lauter Hunger. Wenn so was in Irland vorkommt, oder hinten in Indien oder gar im Türkenland, das lassen wir uns schon gefallen, aber wenn das beim nächsten Nachbar der Fall ist, da müssen wir doch in's Geschirr.

Wenn dann die gefühllosen Europäer den Verdacht schöpfen, daß es uns nur darum zu thun ist diese Inseln einzustecken, dann sind sie halt gewallig auf dem Holzweg. Nein und abermals nein, wir wollen nur daß die Insel Kuba frei und unabhängig sei, selbst uns gegenüber. Eine Kubanerwirthschaft muß an die Stelle der spanischen Wirthschaft gesetzt werden. Die Spanier müssen also hinaus. Schmeißt ihn 'naus den spanischen Don—hinaus, hinaus, hinaus!

Und so ist die Kauferei losgegangen. Denn was ist denn so ein Krieg anders als eine großartige Kauferei zwischen ganzen Völkern nur mit dem Unterschiede, daß man anstatt mit Fäusten auf einander loszugehen, sich von Weitem mit großen Ka-

nonen beschießt. Wer da am besten zielt, und am Weitesten schießen kann, der bleibt Sieger.—Und das kann doch Niemand bestreiten, daß wir grad schießen können.

Aus lauter purer Menschlichkeit haben wir nun die Insel mit Schiffen umzingelt, blockirt, wie man's nennt. Daß dadurch die Hungersnoth vergrößert wird, das ist nun einmal das einzige Mittel, den Spaniern das Handwerk zu legen. Sterben jetzt die armen Kubaner noch schneller am Hunger, so sind die Spanier wenigstens nicht mehr Schuld daran, das nehmen wir jetzt auf unsere Rechnung.

Um der Welt zu beweisen, daß wir keinen Eroberungskrieg führen, haben wir uns gleich im Anfange die Philippineninsel geholt.

Und so ist jetzt die Kauferei im vollen Gang. Daß so 'ne Kauferei zwischen Christenmenschen noch vorkommen kann, ist leider ein Beweis, wie wenig man sich stört am Engelgefang bei Betlehem: „Friede auf Erden den Menschen die eines guten Willens.“

Bei wem fehlt denn der gute Wille? Wer ist denn Schuld an dieser Schlägerei? Wenn zwei sich in die Haare fahren, wer ist denn da schuld? Alle Beide natürlich.

Zum Streiten braucht man immer Zwei. Einer allein kann keinen Krieg anfangen.

Und dann heißt es auch: „Der Verständigere gibt nach“. Wer war nun der Verständigere, Dinkel Sam oder der Spanier? Das können wir jetzt leider nicht entscheiden, denn es hat Keiner nachgegeben. Der Spanier war am Nachgeben, aber das ging so bedächtig, und er drückte sich so langsam d'rum herum, wie eine Kage um den heißen Brei, daß ich".ßlich dem Dinkel Sam die Geduld ausging.

Nun kommt noch die Hauptfrage: „Wer hat denn Recht? Ja, da muß man's halt

machen, wie der geschelte Dorfrichter, der immer Allen Recht gab. Eines Tages brachte der Polizeidiener Jakob zwei Gefangene, Kaspar und Michel, die er beim Raufen arretirt hatte.—„So, so, sagte der Richter „was habt ihr denn angefangen? Darauf antwortete der Kaspar: „Der Michel da hat mich Esel genannt, und das laß ich mir nicht gefallen.“ „Ja, da hast du Recht“ sagte der Richter, „Und du, Michel?“ „Der Kaspar da hat mich Sauhund geschimpft, und das laß ich mir nicht gefallen.“ „Ja, da hast du Recht, Michel,“ sagte der Richter. „Aber,“ sagte darauf der Polizeidiener, „Beide können doch nicht Recht haben. Es muß doch Einer davon angefangen haben.“ „Ja, jetzt hast du Recht, Jakob,“ sagte darauf der Richter.—

Spanien leidet schon lange an einem Krebschaden, gerade so wie auch Italien und Frankreich. Und dieser Krebschaden, der sich so tief hineingefressen hat, daß beinahe alle Beamten der Regierung davon angegriffen sind, ist die Freimaurerei. Die geheimen Gesellschaften und der Unglaube machen es absolut unmöglich, daß die Regierung, selbst wenn sie ganz gerechte und weise Maßregeln trifft, die nothwendige Unterstützung findet.

Das hat man in den Philippinen erfahren. Anstatt, daß die Gelder der Regierung zum Besten der Kolonie und der Eingeborenen verwendet wurden, wanderten sie einfach in den Privatsäckel der Beamten. So kam es, daß die armen Matrosen sich zu Tod schießen lassen mußten, weil man Alles saul werden ließ, und man ihnen nicht einmal Übungen im Schießen erlaubte, weil man kein Pulver kaufen wollte.

Das schreckliche Schicksal der spanischen Flotte bei Manilla scheint beinahe ein Strafgericht Gottes zu sein. Es klingt wie ein Wunder, wenn man hört, wie in einer großen Seeschlacht, in welcher sämtliche Schiffe Spaniens entweder in Brand gesetzt, oder in den Grund, oder vielmehr in das Wasser geböhrt wurden, und Hun-

derte von spanischen Matrosen in's Gras, oder richtiger, in's Seewasser beißen mußten, auch nicht ein einziger amerikanischer Matrose getödtet, und kein einziges amerikanisches Schiff ernstlich beschädigt wurde.

Spanien ist ein katholisches Land. Die Königin Regentin soll selbst eine sehr fromme Frau sein und ihren Jungen recht gottsfürchtig erzogen haben. Dumme protestantische Prediger und gewissenlose Zeitungen haben deshalb Zweifel geäußert, ob wir Katholiken auch wirklich unsere Pflicht als Bürger der Vereinigten Staaten thun würden, und wenn's an's Fechten käme, auch wirklich küchtig auf die Spanier d'rauf kloppen würden.

Und als nun der Heilige Vater, als Friedensfürst der Welt, auf das dringende Verlangen der Königin Christina, den Versuch machte, den Frieden zu erhalten, da ging ein solches Zetergeschrei durch die Presse, als ob es nichts Niederträchtigeres auf der Welt geben könnte, als der liebe Frieden.

Nun, wir, die den Frieden lieben, brauchen uns unserer Gesellschaft nicht zu schämen. Der Präsident selbst mußte geradezu gezwungen werden, seine Bestrebungen, den Frieden zu erhalten, aufzugeben.

Spanien wird nachgeben müssen, daran liegt wohl kein Zweifel. Und wir können uns schon im Voraus darauf gefaßt machen, daß die ganze Sippenschaft protestantischer Prediger den Sieg über dieses katholische Land als einen Beweis gebrauchen wird, daß der katholische Glaube die Völker zum Untergange bringt, währenddem alle protestantischen Länder den größten Fortschritt aufweisen können.—

Wenn man unter Fortschritt Land- und Seemacht und Reichthum versteht, dann hat es wirklich den Anschein, als ob wir bei weitem den Vorsprung hätten. Aber mir Klosterbruder scheint das gar kein gutes Zeichen. Ich habe immer gehört daß Gott, diejenigen züchtigt, die Er lieb hat. Auch weiß ich, daß unser lieber Heiland seinen Jüngern nie versprochen hat, daß sie gute

Geschäfte auf Erden machen würden, oder daß sie große Reichthümer sammeln würden, oder gar, daß sie die Herrschaft irdischer Königreiche an sich ziehen würden.

Der Einzige' der so was versprochen hat, war der leibhaftige Teufel. Er nahm den Heiland auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle die Länder und Reichthümer dieser Welt und sagte: „Siehe, dieses Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“

So kann es ganz gut möglich sein, waß unser Sieg über Spanien eher ein Verlust als ein Gewinn für uns sein wird. Auf der anderen Seite kann es für Spanien die allergrößte Gnade sein, einmal tüchtig Siche zu kriegen.

Der Hochmuth kömmt vor dem Fall. Ob schon der Dichter sagt: „Stolz lieb' ich den Spanier,“ so ist doch immer eine gute Portion Dummheit nöthig um stolz zu sein. Und mir hat es immer geschienen, als ob im spanischen Stolz ein Bißchen viel Dummheit lag. Ein Land, das sich katholisch nennt, und alle Ordensgeistlichen verjagt, wie es zur Zeit der verüchtigten Großmutter des jetzigen Königs Spanien gethan, muß doch ein wenig übergeschnappt sein. Und so kann es ganz gut sein, daß es Zügnng Gottes ist, daß unsere Republik die doch wenigstens der katholischen Kirche nicht feindlich gegenübersteht, dem katholischen Lande, das seine Priester verachtet, und Kirchengüter raubt, eine Lektion zu geben hat.

Aber am Tage des Sieges dürfen wir uns auch nicht vom HochmuthsSchwandel betäuben lassen und alle die dummen Streiche machen, die jetzt schon von gewissen Zeitungen angerathen werden. Es ist keine große Hegererei dem kleinen spanischen Ländchen einige Fuzeln abzuschießen, und wenn wir es schließlich so weit gebracht haben, dann sind wir noch lange nicht die Nordsterke, die die ganze Welt als Gabelfrühstück verzehren könnten, wie man uns weiß machen will. Daß der Bismarck gesagt haben soll, daß dieser Krieg mit Spa-

nien für die Vereinigten Staaten, selbst im Falle eines Sieges, verhängnißvoll sein wird, mag eine Zeitungsente gewesen sein. Er hat aber schon dümmere Sachen gesagt. Und der Alte nimmt kein Blatt vor's Maul, wenn er was sagen will. Neulich hat er einen Besucher durch seine derbe Offenheit gänzlich verblüfft. Der Besucher fand Bismarck mit der Hand fest auf den Mund gedrückt, da sitzen. Auf seine Anfrage erhielt er die Auskunft daß der Alte so von Gesichtschmerzen geplagt wird, daß er oft stundenlang nur ein wenig Linderung dadurch sich verschaffen kann, daß er mit der Hand fest die Gesichtsnerven, besonders in der Mundgegend zusammendrückt. Der Besucher gab darauf sein Bedauern kund, und erhielt die folgende Bismarck'sche Antwort: „Ach was! Es geschieht mir eigentlich ganz Recht. Ich habe meine meisten Sünden mit dem Munde begangen, durch Essen, Trinken und Reden.“

Allen Respekt vor solcher offenmüthiger Beicht. Hoffentlich wird er seinen Nutzen aus seiner unfreiwilligen Buße ziehen.

Zumitten unserer Kriegszeit hat die „Rundschau“ auch einen Kampf durchmachen müssen.

Nachdem ich meinen ersten Klosterzellenbrief schon an die Redaktion abgeschickt und die ersten Druckbogen erhalten, kam auf einmal die Hiobspost: „Die Rundschau ist total ausgebrannt.“ „Guck,“ dacht' ich mir gleich, „das kömmt davon, daß du auch noch Brandstift' dazugeliefert hast mit deinem einfülligen Geschreibsel. Das hat ja Nichts anderes verdient als verbrannt zu werden, und hat noch die anderen tüchtigen Artikel mit in's Unglück gezogen. Aber es scheint, daß Alles wieder aus der Asche zusammengeschartt wurde und daß selbst die verkohlten Ueberreste meiner armen Plauderei gerettet wurden. Aber außer dem Zwinhste ging Alles verloren. Es war eine harte Probe. Unser guler Pater Provinzial hat wahrscheinlich genau nachrechnen müssen, ob der Verlust sich auch wieder gutmachen läßt. Er erwartet

viel von der Opferwilligkeit der Leser und Freunde unserer Mutter Gotteschrift wie du, lieber Leser, wohl gemerkt hast, wenn du den Aufruf im letzten Hefte gut gelesen hast.—Gelt, du hast deinen neuen Abonnen-ten schon eingeschickt, und erwartest jetzt mit Sehnsucht das schöne Farbenbild Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel! Nun noch ein wenig Geduld! Bald wirst du dies liebe Bild als die größte Zierde deines Hauses allen deinen Freunden zeigen.

Jetzt, im Julimonat sollst du oft an die liebe Mutter Gottes vom Skapulier denken. Am sechszehnten des Monats ist das große Fest von Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel. In den meisten Kirchen wird es am Sonntag gefeiert. Wenn du die heiligen Sakramente an dem Tage empfängst, kannst du einen vollkommenen Ab- laß verdienen. Und solltest du das Glück haben in der Nähe einer Karmeliterkirche zu wohnen, dann kannst du den großen Skapulierablaß verdienen. Wer am Vor- abende des Festes von 2 Uhr Nachmittags an bis zum Sonnenuntergang des 16. Juli eine Karmeliterkirche besucht, kann bei j e d e m B e s u c h e, er mag ihn wieder- holen so oft er will, einen vollkommenen Ablass gewinnen welcher den Armen Seelen zugewendbar ist.

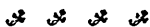
Hier an den Fällen des Niagara haben wir eine kleine Wallfahrtskirche, und die

deutschen Katholiken der Umgegend, beson- ders die guten Leute der Stadt Buffalo, kommen schaaarenweise am 16. Juli, diese Ablässe zu gewinnen.—Auch dieses Jahr wird die große Wallfahrt wieder an dem Tage stattfinden. Der Vater Provinzial wird selbst Nachmittags die deutsche Pre- digt halten und den päpstlichen Segen ertheilen.—

Es thut Einem wohl um's Herz, wenn man die Andacht der frommen Betsfahrer sieht, wie sie ein- und ausgehen aus dem lieben Gotteshause, wie Bienen aus einem Bienenstocke, gottselige Bienen, die recht viel geistlichen Honig sammeln für sich und ihre lieben Abgestorbenen. Die Freude mußst du dir auch einmal gönnen, lieber Leser,, selbst wenn du etwas entfernt wohnst.

Es gibt so viel Gelegenheiten, billig nach Niagara Falls zu reisen. Jeder, der es thun kann, will doch einmal die Fälle sehen, eines der schönsten Wunderwerke des Schöpfers. Wenn du auch nicht ge- rade am 16. Juli kommen kannst, so kannst du doch an irgend einem andern Tage des Jahres den vollkommenen Ablass, der an einen Besuch der Wallfahrtskirche ge- knüpft ist, verdienen. Auch ist das Hospiz, das für Pilger beiderlei Geschlechtes einge- richtet ist, jetzt fertig und eröffnet. Dadurch wird es dir möglich, einige Tage hier zu verweilen.

Ich werde nächstens noch etwas Weiteres darüber zu sagen haben. Also, auf Wiedersehen! und Gott befohlen.

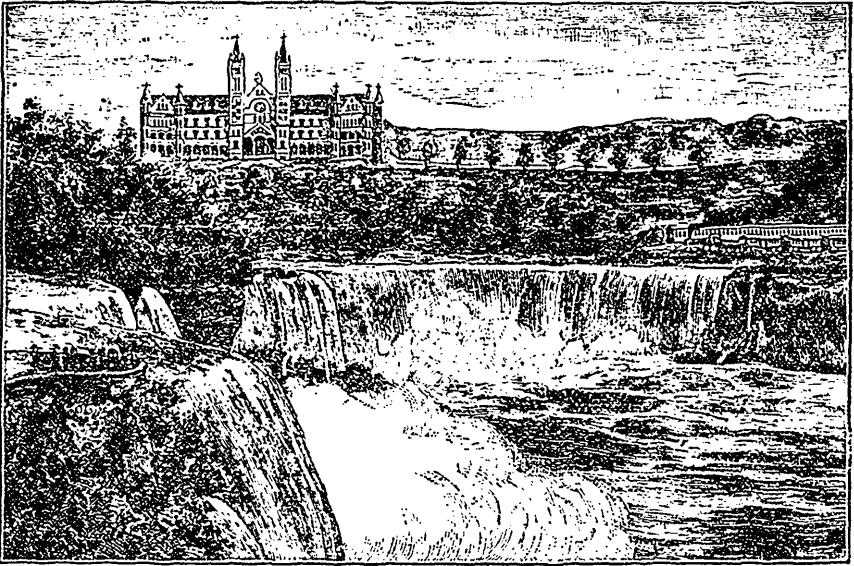


Eine Mutter begleitete mit ihrem halb- jährigen, todkranken Kinde den Wallfah- rerzug der Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes von Wien nach Mariatajerl. Aber ihr Gebet um Genesung ihres Kindes fand keine Höröhrung. Das Kind ver- schied in ihren Armen. Grenzenlos war ihr Herzeleid. Vergebens suchte sie der Wall- fahrtspriester zu trösten. Nun setzte sie sich mit ihrem todtlen Kinde im Schooße auf einen Seitenstuhl im Angesichte des Gna- denbildes und rief voll Vertrauen: Mein Kind muß ich wieder haben, mein Kind muß ich wieder nach Hause bringen; die schmerzhaftige Muttergottes wird meine Bitten nicht unerhört lassen, meine Thränen ansehen und mich nicht ungetröstet scheiden

lassen. Dies wiederholte die arme Mutter, ehe der Zug abging, so oft und so jammer- voll, daß Alle, welche sie sahen, in Thrä- nen zerfloßen vor Mitleid und ihr Gebet mit dem Gebete der trostlosen Mutter ver- einigten. Plötzlich ward die unglückliche Mutter innerlich angetrieben, sie nahm das todtle Kind und trug es dreimal voll des lebendigsten Vertrauens auf Mariens Macht und Hilfe um die Gnadenkapelle und legte es dann auf den Altar. Und siehe, als der Wallfahrtszug abgehen will und der letzte Segen mit dem Allerheilig- sten gegeben wird, schreit das Kind laut nach seiner Mutter. Alles erstaut, Alles jubelt, Alles preiset die Liebe und Macht der Himmelskönigin Maria!

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.



Mount Harmel bei den Fällen.

Die Wallfahrt am 16. Juli.

Wer heute die Wunder der Welt zählen und nennen wollte, dürfte jedenfalls die Niagara Fälle nicht vergessen. Welche Fülle zaubervoller Scenerie und landschaftlicher Reize liegt im Rahmen des herrlichen Flußbettes. Von Nah und Fern kommen Touristen aus allen Ländern der Erde, um die stürzenden Wasser zu sehen, dem Donner der Catarakte und dem Brausen der Fälle zu lauschen. So oft man auch vor dem prächtigen Schauspiel steht, es entschleiert immer neue Schönheiten. Und wer möchte behaupten, welcher Anblick der jeßelndste ist, der bei Tag, wenn die Sonne ihren blendenden Bogen von Ufer zu Ufer

spannt, der bei Nacht, wenn das sanfte Licht des Mondes purpurne Schleier in die weißen Duft-Gebilde webt, oder im Sommer, da der grüne Wald und die duft-athmenden Luft-Gärten die Gestade umsäumen oder im Winter, wenn die starren Felsenhänge von schillernden Crystallen bekrustet sind und Stalaktiten und Säulen von Eis bergeshoch aus der Tiefe ragen.

Daß der Hügel, der in diese entzückendste aller Landschaften niederblickt, jetzt bestimmt ist, ein Heiligthum der allerjüngsten Jungfrau zu tragen, muß das Herz jedes Katholiken mit Stolz und Freude erfüllen. Ein hochpoetischer Gedanke thront da in Stein

verewigt. Es ist der Sitz Unserer lieben Frau vom Berge Karmel in Amerika und eine sinnigere Stätte konnte ihm nicht geboten werden als hier, am Ufer des Niagara.

Obiges Bild gibt eine Ansicht des palastähnlichen Gebäudes, wie es nach seiner Vollendung sein wird. Der eine mächtige Flügel ist schon ausgebaut und bietet genügende Räume für Schaaren von frommen Pilgern und ein stilles Asyl für solche, welche einmal fern vom Geräusche der Welt sich in heiliger Einsamkeit ertönen und in geistlichen Exercitien ergehen wollen.

Die erste große Wallfahrt in diesem Jahre findet anlässlich des Skapulierfestes am 16. Juli statt. Die Theilnahme wird wieder eine ungewöhnlich große sein, zumal, da alle Wallfahrer, welche an diesem Tage zur hl. Kommunion gehen, bei jedesmaligem Besuche der Kapelle einen vollkommenen Ablass gewinnen, welcher auch den armen Seelen zugetheilt werden kann.

Die herrliche Kirche, wie sie unser Bild oben zeigt, harret zwar noch ihrer Errichtung. Das reizend beim Kloster gelegene, in Busch und Grün versteckte Kapellchen ist vorerst noch das Ziel der Pilgerschaft. Reichliche Gaben und Spenden werden es aber hoffentlich recht bald ermöglichen, den ganzen Gebäude-Complex in Ausführung zu bringen. Der Nachmittag-Gottesdienst mit deutscher Predigt durch Very Rev. A. J. Kreidt, Prov., O. C. C., und Ertheilung des päpstlichen Segens findet auf dem weiten Vorplatze des Hofpiz statt.

Möchten recht viele von unseren Lesern am gnadenreichen Tage sich zur Wallfahrt rüsten und glückliche Stunden des Friedens und der Seligkeit im Schatten des hl. Hauses auf Mount Karmel bei den Niagara-Fällen verbringen, wo Unsere liebe Frau

vom Skapuliere so herrlich wohnt, wo der Himmel so nah und die Erde so schön ist.

Unsere liebe Frau vom Berge Karmel.

Die Michigan Central-Bahn wird den Pilgerzug im Central-Depot in Buffalo am 16. Juli morgens um 7 Uhr 25 Minuten abfahren lassen und alle Excursionisten bis zur Wallfahrts-Kapelle bringen. Sofort nach Ankunft des Zuges werden da die hl. Messen begirnen; das Hochamt mit Predigt wird um 10 Uhr abgehalten. Nachmittags wird in deutscher Sprache gepredigt und der päpstliche Segen ertheilt. Die Heimfahrt wird präcis um 6 Uhr angetreten. Rundfahrtickets kosten 50 Cents für Erwachsene, für Kinder die Hälfte.

Allen ist gestattet, schon daheim in ihrer Pfarrkirche zur hl. Beichte und auch zur Communion zu gehen; doch ist Beichtgelegenheit auch in der Kapelle allen Pilgern gegeben.

Die Betheiligung wird voraussichtlich eine großartige werden.

Hon. William J. Bryan über den Krieg.

Am 14. Juni wurde in Omaha das Ausstellungsgebäude des Staates Nebraska unter imposanten Feierlichkeiten eröffnet. Der Hauptredner bei dem Feste war der bekannte demokratische Präsidentschaftskandidat, Herr William J. Bryan.

Niemand wird die patriotische Gesinnung dieses Mannes, dessen Kenntniß der politischen Verhältnisse und der Strömungen der öffentlichen Meinung in Abrede stellen wollen. Darum sind die öffentlichen Principien-Erklärungen eines solchen Staatsmannes und Führers von nicht zu unterschätzender Bedeutung und darum muß es

auch gebildete Leser interessieren, welche Stellung Herr Bryan zum jetzigen Krieg und seinen Zielen nimmt. Diesbezüglich sagte er nun bei erwähnter Gelegenheit:

„Wenn der Kampf, den wir im Interesse der Humanität begonnen haben, in einen Eroberungskrieg ausarten sollte, würden wir uns kaum gegen den Vorwurf vertheidigen können, daß wir nicht nur der Heuchelei sondern auch der Vändergier schuldig sind.“

Ist unser National-Charakter so schwach, daß wir schon der ersten Veruchung nicht widerstehen können, unsere Hände nach Eroberungen auszustrecken?

Sollen wir der vernünftigen Abneigung, in Europa Länder zu erwerben und uns in die Händel der Westlichen Hemisphäre zu verstricken, entsagen, um uns in die Händel der europäischen Großmächte in Asien zu verstricken? Wohl konnten unsere Geschütze eine spanische Flotte vernichten, können sie aber auch die sonnenklare Wahrheit niederdommern, daß Regierungen nicht auf brutalen Machtmitteln basiren, sondern auf der Zustimmung der Regierten?

Wenn Einige von dem Traume eines heterogenen Weltreichs jabeln, das die ganze Erde umspannen soll, dann sollen wir uns damit bescheiden, ein homogenes Volk glücklich zu machen.“

Soweit Herr Bryan.

Unsere Leser ersehen hieraus, daß diese Ansichten genau mit denjenigen harmoniren, welche in der Rundschau schon am 1. Juni in dem Artikel „die Pole unserer Politik“ entwickelt wurden und zwar präciser und begründeter, als es in Omaha geschehen ist.

Inmitten der Wirrnisse der Welt ruht die Kirche Gottes, wie die Arche Noahs über den Wassern der Sündfluth. Gott schützt sie, Maria ist ihr Leitstern und der Stellvertreter Christi der Steueremann, der mit heilig-fester Hand dem Hafen der Ewigkeit zu strebt.

So manche starke Pflanze krankt und siccht und stirbt, trotz des guten Bodens, trotz der freien Luft,—weil sie den Mehlthau auf den eigenen Blättern trägt! So geht's im Pflanzenleben und auch im individuellen und gesellschaftlichen der Menschen-Natur.

Es ist Thatsache, daß der Unglaube noch nie einem Menschen beim Sterben geholfen hat. Ich lade alle Schiffszimmerleute der weltlichen Philosophie ein, herbeizukommen und ein Boot zu bauen, das sicher über den Strom des Todes hinüberführt. Ich lade sie alle ein, ihre Geschicklichkeit zu vereinigen.

Voltaire, der frivole Spötter, mag die Stufen aufrichten; Göthe, der ungläubige Dichter, mag die Planken zimmern; Tyndall, der Gott leugnende Naturforscher, mag den Quasprigel legen; Spinoza, der Philosoph des Zweifels, mag den Hauptmast aufstellen, und Renan, der heillose Bibelklärer, mag die Takelage besorgen.

Alle zusammengenommen, werden sie es nicht in 10,000 Jahren fertig bringen, ein Boot zu bauen, das über diesen Jordan hinübersahren kann. Von all den Ungläubigen in all den Jahrhunderten ist auch kein Einziger gut gestorben. Etlliche von ihnen schlichen sich feige aus dem Leben fort; etliche weinten sich selbst in die Finsterniß hinüber; etliche fluchten und schwuren und rissen ihre Bekleidungsstücke in Fetzen. Das ist die Art, wie weltliche Philosophie einem Menschen sterben hilft.

Und wie sind die Freimaurer? Sie sagen mit David Strauß, einem offenen Gottesleugner: „Wir sind keine Christen, wir sind Maurer, nichts mehr und nichts weniger.“ Die Freimaurer behaupten, sie achten jede Religion, sie seien nur gegen die gegenseitige Befehdung der Bekenner der verschiedenen Religionen unter einander, sie seien nur für Toleranz, aber nicht für Religionslosigkeit. Allein das ist eitel Lug und Trug; denn wo sie können, schützen sie gegen die Kirche. Die Freimaurerei ist die der Kirche Gottes entgegengeetzte Kirche des Satans. Sie

lebt und wirkt auch heute noch als ein Geheimbund zu politischem, sozialem und religiösem Umsturz.

Wenn nun die Freimaurerei die gefährlichste, die hinterlistigste, einflußreichste und unredlichste von allen Freylehren ist, mit welchen Waffen muß sie dann besiegt werden? Leo XIII., das Licht am Himmel der Kirche, findet kein besseres Verteidigungsmittel für die Kirche, als das allgemeine Abbeten des heiligen Rosenkranzes. Was fürchten wir? Jesus und Maria sind unsere Anführer; der Sieg ist uns gesichert, wenn wir im andächtigen und vertrauensvollen Rosenkranzgebete verharren.

Der Rosenkranz und das Kreuz sind die hehren Feldzeichen in der heißen Geisteschlacht der Jetztzeit.

Die Mutter Kirche hat die Zeit des Mariendienstes festgesetzt. Diese ist eine vierfache: in jedem Jahr ein Monat, in jedem Monat eine Woche, in jeder Woche ein Tag, an jedem Tag drei Augenblicke. Der Monat ist der Maimonat. Die Wochen sind die Mariensfestwochen. Die drei Augenblicke sind während des Läutens der Ave-Maria-Glocke morgens, mittags und abends. Der Tag ist der Samstag. Der Samstag war U. L. Frau ein Schmerzentag, der Trauerfamstag, aber auch ein Sieges- und Triumphtag U. L. Frau. Wie schön war das Hinscheiden der Philippine von Geldern, der Gemahlin des Herzogs Rene von Lothringen, die sich nach dem Tode desselben in ein Kloster der Clarissinen zurückgezogen hatte! In einem Freitage

hielten sie die Frauen, die an ihrem Krankenlager wachten, schon für eine Sterbende, und flüsterlen einander diese Meinung zu. Sie aber öffnete die Augen und sprach lächelnd: „Ihr irrt euch; für diesmal müssen wir der Hl. Jungfrau an dem Tage, der ihr geweiht ist, das Vorrecht lassen. An einem Samstag ward ich vermählt, gleichfalls an einem Samstag mit Jubel in Lothringen empfangen; wiederum an einem Samstag hab ich der Welt entsagt, und an einem gleichen Tage, nämlich morgen, werde ich sie ganz verlassen und zu meinem Heilande gelangen.“ Und so geschah es auch.

In der Schule sollen die Kinder erzogen werden für dieses und das ewige Leben.

Darum muß in unsern Schulen Luft und Licht und Leben sein. Ach, unsere Schulstuben, ohne Schmuck und Bier an den Wänden, an welchen nur das herabhängt, woran die Kinder arbeiten, lernen und oft sich quälen müssen, gleichen oft mehr einer dürren Wüste, als einer grünen Aue. Das Kreuzißig muß in der Schule hängen und der Rosenkranz muß von den Kindern in Kirche und Haus fleißig gebetet werden; denn die Frömmigkeit ist ein Leuchten nicht von faulem Holz, sondern von heiligem Feuer. Und die Lehrer müssen den Rosenkranz mitbeten. Ist ja doch ein Lehrer, der nicht für seine Kinder betet, wie ein Gärtner, welcher pflanzt, allein das Begießen vergißt, welcher mit der Hute auf die Knospen schlägt, die nicht aufblühen wollen, statt nach dem Regen und Sonnenschein von oben betend auszufahren und in Geduld zu warten.



Seid barmherzig!

„Gebt! auf daß Gott an eure Lieben denke,
Den Söhnen Kraft, den Töchtern Anmuth
schenke,
Daß euer Weinberg fruchtebringend sei,
Daß Fülle herrsch' in eurer Speicher
Räumen,
Daß ihr euch bessert, daß in näch'tgen
Träumen
Die Engel zieh'n vor euch vorbei!

Gebt! daß der Gottmensich hold sich zu euch
neige,
Der Böse selber sich vor eurem Namen
beuge,
Und euren Herd so Ruh' als Lich' umfließt,
Daß in der letzten Stund' ihr habet gegen
Ih' eure Sünden den Gebetesfegen
Des Armen, der im Himmel mächtig ist.“

Unser Briefkasten.

Unter dieser Rubrik werden wir jeden Monat viele an uns gestellte Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, beantworten.—Brieflich beantwortet werden fortan nur solche Fragen, die verständlich sind.

Rev. Anastasius J. Kreitz, O. C. C.

Von S. P., Newark, N. J.—

Frage. Um die Ablässe zu gewinnen, die mit dem Skapuliere verbunden sind, muß man seinen Namen in ein Bruderschaftsregister eintragen lassen. Nun hat mich der Priester, der mir das Skapulier umhängte, nicht einmal um meinen Namen gefragt. Soll ich Ihnen nun meinen Namen und die Namen vieler meiner Freunde und Verwandten schicken, die damals mit mir das Skapulier bekamen?

Antwort. Wer das Skapulier erhalten hat vor 1894 kann alle Ablässe gewinnen ohne Einschreibung des Namens, denn im Jahre 1894 wurden alle früheren Einkleidungen in das Skapulier vom hl. Stuhle gutgeheißen, auch wenn etwas bei der Einkleidung unterlassen wurde.—

Von P. St., Chicago, Ill.

1.) Frage. Was muß man täglich beten, um die Skapulierablässe zu verdienen?

Antwort. Alle Verheißungen Unserer Lieben Frau und alle Ablässe von der Kirche bewilligt, bedingen nur das Tragen des Skapuliers zu Ehren der Mutter Gottes, ohne besondere Gebete. Es versteht sich von selbst, daß alle anderen Bedingungen, die bei jedem Ablasse gestellt werden, erfüllt werden müssen.—wie z. B. Besuch einer Kirche, Empfang der h. Sakramente u. s. w.

2.) Frage. Was bedeutet das Sabbatiniſche Privilegium, von dem Sie letzten Monat im „Briefkasten“ sprachen?

Antwort. Das Sabbatiniſche Privilegium ist eine außerordentliche Hülfsleistung, die von der Mutter Gottes allen den Trägern des Skapuliers, die gewisse Bedingungen erfüllen, versprochen wurden. Die Allerheiligste Jungfrau erschien zu wiederholten Malen dem Papste Johann XXIII. und forderte ihn auf, es der christlichen Welt zu verkündigen, daß Alle die-

jenigen, die ihr zu Liebe das Skapulier tragen, die Standeskuschheit bewahren, und täglich die kleinen Tagzeiten Unserer Lieben Frau beten würden, am ersten Samstag nach dem Tode durch ihre mütterliche Fürsorge aus dem Fegefeuer bereit werden würden.

Wer die Tagzeiten nicht leicht beten kann, kann andere gute Werke verrichten, wie das im vorigen Monat erklärt wurde.

Von Rev. P. D.—Müssen Priester und Ordensleute, die das Brevier beten, auch noch die kleinen Tagzeiten verrichten, um das Sabbatiniſche Privilegium zu gewinnen?

Antwort.—Nein. Die kirchlichen Tagzeiten sind mehr als hinreichend die Bedingung des Sabbatiniſchen Privilegiums zu erfüllen.

Frage.—Muß man fasten, um es zu verdienen?

Antwort.—Man muß die gebotenen Fasttage Kirche halten.

Von R. L. Frage.—Wenn man die fünf Skapuliere hat, die gewöhnlich von den Redemptoristenpaaren empfohlen werden, muß man da auch noch das braune Skapulier dazu tragen, wenn man früher darin eingekleidet war?

Antwort. Nein, denn das braune Skapulier ist eines der fünf Skapuliere, und zwar das vorzüglichste. Im obengenannten Falle hat man nur noch vier andere dazu erhalten.

Von Rev. J. S.—Frage. Müssen Priester, die das Skapulier ertheilen, und die Namen zur Registration in ein Carmeliterkloster schicken, von diesen Namen eine Abschrift bewahren?

Antwort. Nein. Es ist genug, die Namen einzusenden.

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden U. L. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. Gl. Rick, O. C. C.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Einer der Gründe, die vornehme Familien bewog, Angelus an das Bett ihrer Kranken zu rufen, war das Vertrauen, welches sie auf seine Worte hatten, wenn er, wie es oft geschah, die Wiedergenesung oder den Tod des Kranken vorher sagte. Von den vielen Thatsachen, die sich zum Beweise seiner Prophetengabe anführen ließen, wollen wir nur einige wenige hier bringen. Der Priester Don Ballistini sagte aus, daß er ihm den Tod seiner Mutter vorhergesagt habe, als diese noch gesund und stark war; auch habe Angelus ihm vorhergesagt, er werde sein ganzes Leben dem Dienste der Kranken widmen zu einer Zeit, wo er Ekel und Widerwillen gegen dieses Amt hegte. Eines Tages wurde der Diener Gottes an das Krankenbett eines gewissen Herrn Cencelli gerufen. Beim Eintritt sagte er sogleich: „Ihre Krankheit ist nicht schlimm, stehen Sie nur auf; der Kranke stand sogleich ganz gesund auf. Zu einer Frau Anna Maria Constanzi, die zugegen war, sagte er jedoch, sie solle sich auf den Tod vorbereiten. Die Frau war damals innerlich und äußerlich ferngesund und es war kein Anzeichen vorhanden, daß dies sich sobald ändern sollte; und doch starb die junge Frau einige Wochen nachher eines seligen Todes.

Wenn er den Tod oder die Gesundheit eines Kranken prophezeite, so that er es in den unzweifelhaftesten Ausdrücken. Hatte er einem auch noch sonst schwer Kranken, den selbst die Aerzte aufgegeben hatten, die Gesundheit vorhergesagt, so konnte man sich darauf verlassen, daß der Sterbende das Bett wieder verlassen würde. Sagte er aber der Kranke solle sich auf den Tod

vorbereiten, oder ermahnte er die Umstehenden für ihn besonders zu beten, so war der Tod ganz gewiß, auch wenn die Krankheit nicht gefährlich schien. Da seine Vorherhersagungen stets eintrafen, so ist es nicht zu verwundern, daß die Verwandten und Freunde, ja sogar die Aerzte erwartungsvoll an seinem Munde hingen, als ob Leben oder Tod von seinem Worte abhingen.

Daß es wirklich der Geist Gottes war, der in diesen Prophezeiungen aus ihm sprach, ersieht man nicht bloß aus der jedesmaligen Erfüllung derselben, sondern besonders weil Angelus alle seine Worte und Handlungen immer nur mit der größten Demuth hervorbrachte und er auch nicht den geringsten Eigendünkel besaß, welcher ihn veranlaßt hätte, seine Tugenden und Verdienste ins Licht zu stellen. Der Ehrwürdige wollte zwar diese Gabe Gottes verbergen, aber es gelang ihm dies nicht; deshalb prophezeite er mit derselben Einfachheit und Bescheidenheit, mit der er das Wunder der Brodvermehrung so oft wirkte. Er wußte daß Gott sich seiner bediente, um diese Wunder zu verrichten, aber er sah dieselben bloß als eine Offenbarung von Gottes Herrlichkeit an und sprach sich selbst alles Verdienst und allen Einfluß daran ab.

Im Jahre 1716 hatten die Türken alle ihre Streitkräfte vereinigt, um gegen Kaiser Karl VI. und seine Verbündeten die Venezianer vorzugehen, und so die Scharte, die sie im vorhergehenden Jahre empfangen hatten, wieder auszuwegen. Noch bevor etwas davon bekannt war, besand sich Angelus eines Tages mit dem bayrischen Gesandten im Gespräche. Plötzlich nahm sein Anlitz einen traurigen Ausdruck an, und längere Zeit verblieb er wie in

einer Verzückung. Dann sagte er ganz deutlich, daß die Türken einer fürchterlichen Anschlag vorhätten, der dem hl. Vater großen Schrecken verursachen würde. Die Traurigkeit seines Anlitzes wich aber bald dem Ausdrucke der Freude und, wie von einer Last befreit, rief er jubelnd aus: „Gott sei gelobt und gebenedeit! die Gefahr wird nicht anhalten und die Wahrheit nicht unterliegen!“

Wirklich griff der Türke bald darauf den Kaiser und die Venetier an; die katholische Welt war in bangter Erwartung über den Ausgang des Krieges, weil die Zahl der Ungläubigen die der Christen weit übertrug. In der ganzen Christenheit wurde für den Triumph der christlichen Waffen gebetet und dem Vater Angelus hatte der Papst speciell anbefohlen, hierfür die Hilfe Gottes anzuflehen. In der Nacht des 5. August, als er zu diesem Zwecke im Gebete war, sah er in einem Gesichte wie die zwei Heere zusammentrafen und dasjenige der Türken durch die tapferen Truppen des edlen Prinzen Eugen von Savoyen vollständig geschlagen wurde. Kaum begann es zu tagen, als der Diener Gottes sich ganz bleich zur Pforte des Vaters Magister Angelini begab, der ihn fragte ob er krank sei; Angelus antwortete, er hätte fast die ganze Nacht nicht geschlafen. Als Vater Angelini ihn um die Ursache fragte, gab er zur Antwort: „Diese Nacht habe ich ein wenig für den Triumph der kaiserlichen Waffen gebetet und danach bin ich eingeschlummert; aber dieser kurze Schlaf hat mich ermüdet, denn während desselben habe ich gesehen, wie die Christen die Türken bei Belgrad überwandten und wie besonders Prinz Eugen wie ein Löwe roch.“ Vater Angelini lächelte und fragte: „Wie kennen sie den Prinzen Eugen, da sie ihn doch niemals gesehen haben?“ So gleich antwortete Angelus: „Gewiß habe ich den Prinzen erkannt, er richtete unter den Türken ein großes Blutbad an.“ Als er aber sah, daß der Vater ihm vollen Glauben schenkte, wollte er seine Worte

abschwächen und beeilte sich beizufügen: „Machen sie kein Aufsehen davon, es war ja bloß ein Traum.“

Prinz Eugen hatte zum Papste Clemens XI. geschrieben, daß die entscheidende Schlacht am 15. August stattfinden würde; Angelus aber hatte die obige Vision schon am 5. Als er daher vernahm der Papst habe verordnet, am 14. solle eine große Prozession nach Santa Maria Maggiore für den Sieg der Christen veranstaltet werden, sagte er zu Maestri: „Mein lieber Mar, die Schlacht ist ja schon geschlagen und die Christen haben gesiegt. Du weißt, Prinz Eugen ist flink; am Feste Maria-Schnee hat er die Feinde in entscheidender Schlacht besiegt. Als Maestri zweifeln wollte, sagte er noch bestimmter: „Ich sage dir, die Schlacht ist geschlagen und die Christen haben gesiegt; die Nachricht wird bald nach Rom kommen.“ Wirklich kam am folgenden Tage ein Courier mit der Nachricht an, daß das kaiserliche Heer am 5. August den endgültigen Sieg davongetragen habe.

Angelus sagte den Sieg der Engländer über die Spanier in Schlessien ein ganzes Jahr vorher: desgleichen den unglücklichen Ausgang des Feldzuges, den Spanien unternahm, um dem katholischen König Jakob III. auf den Thron Englands zu verhelfen. Als die Nachricht von der Krankheit Ludwigs XIV. von Frankreich in Rom anlangte, befahl Papst Clemens XI. in jeder hl. Messe das Kirchengebet „für einen Kranken“ einzuschalten.

Angelus bemerkte dem Massimo Maestri: „Der König von Frankreich ist gestorben und jetzt muß man für seine Seele beten.“ Dies stellte sich später als Wahrheit heraus.

Mit derselben Bestimmtheit, sagte er des öftern den Tag und die Stunde seines eignen Todes voraus. Eines Tages ging er zum heiligen Vater, um von ihm den Segen zu erbitten. Schon zweimal hatte er ihn empfangen und zum dritten Male bat er darum; da fragte ihn Clemens, ob er

mit zweimaligem Segen nicht genug habe. Er aber antwortete: In diesem Augenblicke brauche ich den Segen Ihrer Heiligkeit mehr als je! Kurz darauf benachrichtigte man den Papst, daß Angelus schwer erkrankt sei; Clemens verstand jetzt, daß er durch diese letzten Worte auf seinen Tod angesetzt hatte und nicht mehr in seiner Gegenwart erscheinen würde.

Fünfte Kapitel.

Wir haben einige der Gaben betrachtet, die Gott seinem treuen Diener verliehen hatte, und bevor wir seine Unternehmungen für das öffentliche Wohl ansehen, wollen wir ein wenig betrachten, wie weit die Übung der Cardinaltugenden, besonders der Gerechtigkeit und der Klugheit in ihm gediehen war.

Am ersten Orte war Angelus gerecht Gott gegenüber, wie wir es gesehen haben in der Erfüllung seiner klösterlichen Pflichten; in seiner Inbrunst im Gebete; in dem Eifer, mit welchem er für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen wachte; in den strengen Bußübungen durch die er seine Seele immer mehr zu reinigen trachtete; in der großen Liebe, die in ihm brannte, besonders für die Armen, Kranken und alle Unglücklichen. Er war rein in seinem Wandel, unbesleckt an Leib und Seele, voll Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen, freigebig, fromm, demüthig und stets beschäftigt die Ehre Gottes zu befördern. Dies würde genügen, ihn uns als einen gerechten Mann erscheinen zu lassen; wir wollen aber noch einige Einzelheiten anfügen, um zu zeigen in welchem Ansehen Angelus bei seinen Zeitgenossen stand, welche Augenzeugen seiner Tugenden waren.

Wir haben gesehen, daß der Ehrwürdige oft zu reichen und angesehenen Familien geholt wurde, wenn eines ihrer Mitglieder erkrankte. Diese hielten ihn dann manchmal um Rath, um ihre Testamentangelegenheiten zu ordnen. Da er die Erlaubniß hierzu von seinen Obern hatte, so gab er sich willig damit ab, drang aber darauf, daß

nur die natürlichen Erben bedacht wurden; nichts schmerzte ihn mehr, als wenn er merkte, daß man auch ihm etwas für seine Gründungen vermachen wollte und er ruhte nicht, bis die betreffende Verordnung zurückgenommen war. Ein reicher Advokat wollte sein ganzes Vermögen dem Spital für Reconvallescenten, welches Angelus gegründet hatte, vermachen. Der Diener Gottes aber wußte, daß der Advokat einen dürftigen Neffen hatte und sagte: „Bedenken Sie wohl, was Sie thun; im Gewissen können Sie ihren Neffen der Erbschaft nicht berauben, um Sie dem Spital zu geben.“

Die Kaufleute, zu denen er sich begab, um Kleider oder sonstige Waaren zu kaufen, wollten manchmal keine Bezahlung annehmen; diesen antwortete er, „er dürfe ihren Familien keinen Schaden verursachen, und für seine Armen werde die göttliche Vorsehung schon sorgen.“

Ein gewisser Pietro Salvese hatte sein Testament schon gemacht und mit Ausnahme einiger kleineren Legate sein ganzes Vermögen von über 13,000 Dukaten dem Pater Angelus verschrieben. Als er dies durch M:estri vernahm, rief er voller Schrecken aus: „O mein Gott; diese Erbschaft kann ich nicht annehmen; er hat ja Neffen und diesen gehören seine Güter; nähme ich es an, so würde ich, der Testator und auch vielleicht die Verwandten verdammten werden, wegen der Verwünschungen, die Sie gegen uns ausstoßen würden!“ Und sogleich lief er zum Salvese und beschwor ihn, das Testament rückgängig zu machen. Er ruhte nicht bis der Notar gerufen war, und der kranke Herr konnte ihn nur mit Mühe dazu bewegen, eine Monatsrente von sechs Dukaten für sein Spital anzunehmen, da er immer wiederholte: „Für mein Spital wird die Vorsehung Sorge tragen.“

So wie er selbst die schöne Tugend des Gottvertrauens übte, so ermüdete Angelus auch nicht dieselbe Allen besonders denen zu empfehlen, die sich in schwierigen Umständen befanden.

Da man von der Gerechtigkeit seiner Handlungen und seines Urtheils überzeugt war, so nahmen viele, die sich in ihrem Rechte betrogen oder ihren verdienten Lohn verkürzt sahen, zu seiner Zwischenkunft ihre Zuflucht, und es gelang dem Seligen stets diejenigen, die im Unrecht waren, das Verkehrte ihres Thun sehen zu lassen und sie auf den Weg der Pflicht zurückzubringen.

Obschon hoch geachtet von Reich und Arm, von Vornehm und Gering in Rom und über Rom hinaus, so hatte Angelus dennoch eine äußerst geringe Meinung seiner selbst. Da er gewährte, daß das Volk ihn bei seinen Ausgängen mit Beifall empfing und ihm ehrerbietig folgte, erbat er sich von den Eigenthümern mehrerer Weingärten die Erlaubniß, da hindurch zu gehen, um so den Bezeugungen der Achtung der Menge auszuweichen. Ein Kanonikus, Boldetti mit Namen, wollte seine Demuth einst auf die Probe stellen und im Corridor eines Hospitals wart er sich ihm zu Füßen, indem er sagte: „Pater Angelus, sie sind ein Heiliger, beten sie für mich!“ Angelus aber hob ihn lachend auf, umarmte ihn und sagte: „Sie Heuchler! Gehen sie doch lieber den Kranken dienen und entziehen sie sich doch nicht diesem Gott so wohlgefälligen Werke.“

Seine Kleider waren, obschon reinlich, immer sehr gestickt und da man ihn fragte, was er mit dem Gelde thue, welches ihm für die Bekleidung vom Kloster gegeben würde, antwortete er, daß solange er in San Martino sei, er niemals Geld für seine Bekleidung angenommen habe, da er dem Orden ganz und gar nichts nütze; daß er sich damit begnüge, was man ihm als Moseschenke.

Angelus war zwar sehr bewandert in den hl. Schriften und der Theologie, aber niemals gab er seine eigene Meinung, sondern hörte stillschweigend zu und gab jedem seinen Beifall, um so für unwissend gehalten zu werden. Lobte ihn jemand, so sagte er, er sei ein unnützer Vagabund, ein Taugenichts, daß die, welche ihn achteten ihn nicht

kännten und nicht von seinen Schlechtigkeiten wüßten, er sei ein Glender und zu nichts gut. Oft wünschten Kranke oder verwundete Personen seinen Segen, in der Hoffnung, geheilt zu werden; um aber nicht glauben zu machen, daß er sie durch seine Handlungen heile, legte er ihnen sein Skapulier auf und empfahl ihnen, Gott zu bitten, er möge ihnen die Gesundheit schenken, sofern es ihrem Seelenheile zurträglich sei.

Alljährlich, am Feste unserer lieben Frau vom Berge Karmel, pflegte von San Martino eine Prozession zu einer Kapelle, „le tre Canelle“ genannt, zu ziehen, woran die Karmeliten theilnahmen. Einmal, als der Diener Gottes sich auch dabei befand, wurde er so von den Schaaren des Volkes mit Ehrfurcht und Liebesbezeugungen überhäuft, daß die Prozession im Fortgehen gehindert und gestört wurde. Dies veranlagte Clemens XI. bei der Nachricht hiervon, den Obern des Ordens zu befehlen, den Pater Angelus nicht mehr an solchen Prozessionen theilnehmen zu lassen.

Eines Tages, da er über die Straße gehen mußte, sah er sich von einer Menge umringt, die sein Skapulier und seinen Habit in Stücke schnitt, um eine Reliquie von ihm zu erhalten. Nur mit Mühe konnten seine Freunde, die ihm zu Hilfe eilten, ihn von den Volksmassen befreien und, als er sicher war, sagte er lächelnd zu seinen Befreiern: ihr seht, was für eine Andacht das Volk zum Kleide des Ordens vom Karmel hat; die haben mir Arbeit für heute Nacht geben wollen, denn, statt zu schlafen, werde ich wohl vollauf zu thun haben, mein Kleid zu flicken.

So sehr Angelus ähnlichen Demonstrationen auswich, so gefiel es ihm, wenn jemand ihm Grobheiten sagte, oder ihn gar beschimpfte; nannte ihn einer Heuchler, dummer oder närrischer Mensch u. s. w. so lächelte er und antwortete: „Ihr habt recht; es ist die reine Wahrheit.“ Auch wenn er falsch angeklagt war, so entschuldigte er sich doch nie. So wurde er, als er

noch in Florenz war, einst wegen eines schweren Fehlers angeklagt und hart bestraft, bis seine Unschuld ans Licht kam; er ertrug aber die mehrtägige Buße ohne Murren und ohne Bitterkeit. Auch in Rom wurde seine Tugend manchmal harten Proben unterworfen; er nahm jedoch mit Einfalt und Demuth jeden Vorwurf, jede Anklage oder Strafe hin, so daß man ihn manchmal für einen Schuldigen hätte halten können. Besonders war es Pater Gonzales, der als Prior von San Martino den Diener Gottes oft in der Demuth prüfte. Einst als Angelus in Begleitung eines jungen Mannes Napolioni sich zum

Spitale begeben wollte, fuhr er ihn an: „Wohin schon wieder, du Bagabund? den ganzen Tag läufst du durch die Straßen und kommst nicht zurückgezogen im Kloster bleiben. Der Selige aber sagte voller Ehrfurcht und Demuth: „Pater Prior, haben Sie Geduld mit mir, ohne sich weiter zu entschuldigen. Auf seine Kränklichkeit anspielend, pflegte er öfter zu sagen „Es ist gut, daß der liebe Gott diesen Esel mit wenig Gesundheit belastet hat, sonst weiß Gott, was aus ihm geworden wäre.“ Kurz in allen seinen Handlungen und Worten leuchtete die Tugend der Demuth vor allen andern hervor.

(Fortsetzung folgt.)



Vor dem Gnadenbilde der Muttergottes auf Montferat knieten der König von Spanien *Ferdinand* der Katholische und seine Gemahlin *Jsabella*, um Maria den Tribut des Dankes darzubringen für die Befiegung der Sarazenen und die Ausspflanzung des Kreuzes auf den Mauern von Granada.—Kaum hatten sie ihre Andacht vollendet, da erscheint in dem Hafen von Barcelona ein Schiff, das berühmteste vielleicht, das je die Wogen des Weltmeeres durchfahren. Es ist das Schiff des großen und frommen *Columbus*, der die neue Welt unter dem Schutze des Kreuzes und der Gottesmutter entdeckt hatte, und der nun dem königlichen Paare ankündigt, daß er Gebieter eines neuen Reiches jenseits des Meeres geworden.

Nach dem Tode Jesu Christi ging Maria mit dem heiligen Johannes nach Ephesus und wir wissen wenig über ihren Aufenthalt daselbst, wenn das nicht genug ist, was der heilige Augustin so rührend bemerkt. Lese, sagt er, die Worte des heiligen Paulus an die Epheser, die von Lob, Liebe und Freude übersfließen; jene Worte an die junge Kirche zu Ephesus über ihren blühenden Zustand, über ihre Frömmigkeit und den Eifer in allen guten Werken, lese das und du wirst dich erinnern, daß Maria sich dort aufhielt. Ist das

wunderbar, wenn es dort, wo die Sonne ist, warm wird, daß dort, wo der Frühling herrscht, die Blumen der Tugenden blühen, daß dort, wo das Feuer ist, welches Gott geboren, das Feuer der göttlichen Liebe glüht?



Papst Clemens VI. brachte oft lange Zeit im Kapuzinerkloster am schönen See von Albano zu, weil in demselben der selige Crispin von Niterbo als Laienbruder lebte und Alle durch den Glanz seiner Heiligkeit erbaute und erfreute. Einmal war der heilige Vater wieder in dem Kloster und hörte die Messe, als *Adriani*, einer der päpstlichen Kämmerer, plötzlich von einer furchtbaren Kolik ergriffen wurde und die Kirche verlassen mußte. Er begegnete dem Bruder Crispin, der gerührt von seinen heiligen Schmerzen und Leiden, ihn zu seinem Altare führte, eine von den der heiligen Jungfrau dargebrachten Blumen nehmen ließ und ihn von seiner Krankheit für immer befreite. Als der Leibarzt des Papstes von dieser Heilung hörte, jagte er zu Crispin: Deine Heilmittel haben mehr Kraft, als die meinigen. Herr, entgegnete der Selige, Ihr seid ein geschickter Arzt und ganz Rom kennt Euch als solchen, aber die heilige Jungfrau ist noch geschickter, als Ihr und alle Aerzte der Welt.

Der Syllabus.

Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.

Unter den Denkmälern der Kirchengeschichte begegnet der Forscher einem hochinteressanten Werke, welches den Namen führt, „Liber Pontificalis“. Dasselbe schildert das Leben und Wirken der Päpste, und in einigen Hauptpunkten mit kühnen, oft zur Erhabenheit kurzen Zügen das Bild der päpstlichen Thätigkeit und dadurch des ganzen Zeitcharakters.

Sollten wir in dieser Weise auch aus dem langen Leben Pius' IX. solche Momente hervorheben, um mit der kräftigen Lapidar-Schrift die Bedeutung seines wahrhaft glorreichen Pontificats und die moralische Gestaltung unseres Jahrhunderts zu skizziren, so würden wir als solche Angelpunkte die folgenden drei bezeichnen: Die Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängniß, die Encyklika vom Jahre 1864 mit dem Syllabus und endlich das vatikanische Concil mit der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Drei Mal wurde Maria der Welt geschenkt; zuerst im Paradiese durch Gott als Morgenstern der Verheißung, und so wurde sie die Königin der Engel, wie der Patriarchen und Propheten im alten Bunde; das zweite Mal als Mutter des Erlösergottes und als solche umstrahlt sie die Würde einer Königin der Apostel, der Märtyrer und Bekenner; das dritte Mal durch das Dogma der Unbefleckten Empfängniß an die Welt, wodurch sie in die Purpore einer Königin aller Heiligen gekleidet ist.

Zehn Jahre nach der Promulgation dieses Glaubens-Satzes, im Jahre 1864, und gleichfalls an dem ewig denkwürdigen 8. Dezember erschien der Syllabus.

So war der Welt wieder aufs Neue das Evangelium der Liebe und Wahrheit

gegeben. Es erübrigte noch, sie auch auf's Neue an das Band der göttlichen Autorität zu knüpfen, von dem sie sich losgelöst hatte. Dies letztere geschah durch die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Die unbefleckte Empfängniß, der Syllabus, die Unfehlbarkeit sind freilich „Ideen“ — aber diese Ideen sind Thaten. Diese Ideen gaben der Zeit die Richtung und der Zukunft ihre Signatur. Gerade in unseren Tagen ist die Idee entscheidend. „Alle Verbrechen eines Jahrhunderts gäbe ich freudig hin um die Einbürgerung einer einzigen falschen Idee!“ Kühnes, aber tief wahres Wort, das ein neuerer Dichter in den Mund Satans gelegt hat! Das Verbrechen schreckt durch seine eigene Bosheit zurück und den Verbrecher ereilt früher oder später die Neue; aber hat eine falsche Idee sich des Verstandes bemächtigt, dann ist die Hoffnung auf Besserung schwach und die Gefahr der Ansteckung groß. Das ist eben das Schreckliche der falschen Idee, daß sie ein Verbrechen ist, welches man nie bereut. Stark aber, wie der Irrthum, ist auch die Wahrheit, doppelt stark im Munde eines Papstes. Das wußte jener gewaltige Fähdiger der Revolution, Napoleon. „Mit dem Papste,“ sagte er seinem Gesandten, „sollst du nur unterhandeln, als stände eine Armee von zweimalhunderttausend Mann hinter ihm.“

Die drei großen „Ideen“ Pius' IX. waren gerade jene, deren die Welt zu ihrem Heile bedurfte, deren Annahme sie retten sollte, deren Verachtung ihr Todesurtheil, die Begründung und Rechtfertigung ihres Glendes war. Wie Pius IX. in diesen Ideen aufging, so decken sich dieselben auch wunderbar mit der Größe und Erbärmlichkeit unserer Zeit.

Unsere moderne Welt trägt unverkennbar das Stigma des Heidenthums und wird

Darum nicht mit Unrecht von ersten Denkern eine neuheidnische genannt.

Herrscher und Nationen hatten sich dem Christenthum entfremdet und so schritten wieder die alten Götzen mit allen ihren Lastern und Finsternissen durch die Gesellschaft.

„Die Zeit ist eine Sphinx, welche sich ins Meer stürzt, sobald ihr Räthsel gelöst ist“; schreibt ein neuerer Geschichtschreiber, Dr. Karl W. Böttiger.

Eine passendere Signatur konnte der gelehrte Herr seiner „Weltgeschichte in Biographien“ nicht aufprägen. Die griechische Sphinx, dieses dämonisch-schauerliche Wesen, Schwester der Chimära und der schaulichsten Hydra, diese soll wieder der stumme Genius der Menschheit sein? Ihr Bild ragt aus dem Chaos der griechischen Mythologie wie jener Sphinx-Koloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis, dessen Sockel im Sande der Wüste begraben liegt, dessen starres Antlitz von dem heißen Samum der Sahara durchglüht ist. Den Göttern Griechenlands sangen die Dichter der Neuzeit wieder begeisterte Hymnen, in den Leichenhöfen der ägyptischen Könige suchte man nach Zeugnissen gegen den Gott der christlichen Welt. Und aus den vergilbten Literaturen der indischen Weisen glaubte man den Geist eines neuen Glaubens zu heben zu können.

Mit dem Irrglauben der Häretiker hatte sich der Unglauben der Antikenwelt allirt und Wissenschaft und Kunst in ihre Dienste genommen, um der Voltaire'schen Lozung Rechnung zu fragen: ecrasez l' infame.

Durch ganz Europa war eine Partei verbreitet, die, verfeindet mit Allem und Jedem, was in Kirche und Staat, Familie und Gesellschaft zu Recht bestand, das Lozungswort des allgemeinen bewußten Umsturzes ausgab. Planmäßige Umwälzung aller Verhältnisse war ihr Ziel, und unablässig trug sie „uergefahrliche Stoffe zu dem allgemeinen Weltbrande zusammen. Man nannte jene Partei damals die radicale, und der Ausdruck war info-

fern richtig, als er das Streben bezeichnete, das Werk der Zerstörung bis auf die untersten Fundamente des gesellschaftlichen Baues durchzuführen. Diese radicale Partei war kein Kind des gestrigen Tages. Sie hatte sich in stetiger historischer Entwicklung aus den kirchlichen Zerwürfnissen und politischen Krankheiten der letzten drei Jahrhunderte herausgebildet. Auch der Irrthum hat seine Logik, wie die Wahrheit, aber diese ist fruchtbar, jene verderbenschwanger. Die eine große Verneinung des Protestantismus mußte folgerichtig zu anderen Verneinungen führen; dem Bau, dem eine verwegene Hand den Grundstein entriß, konnte über kurz oder lang der gänzliche Einsturz nicht erspart werden.

Die „Reformation“, die Muttermörderin, empfing und gebar eine Tochter, die „Philosophie“, wurde darauf allerschwach und gebar noch einen Sohn, den Nationalismus, dessen Geburt ihr das Leben kosten sollte.

Die „Philosophie“ aber lebte am Hofe der Könige, und auch sie empfing und gebar ein Ungeheuer, die Revolution, welche mit den Männern des Volkes buhlte und Mutter wurde der Henker Europa's.

Als nun der stärkste dieser Söhne sich zum Könige seiner Brüder aufgeworfen und seine Mutter in Ketten geschlagen, bis auch er hinank unter der Uebermacht, da ward es ruhig auf der Erde während fünfzehn Jahren.

Doch das Geschlecht derer, „die da verneinen“, war nicht ausgestorben.

Sie gründeten in der Verborgenheit ein neues Volk, schlimmer als ihre Väter gewesen, denn sie hatten gelernt, die Zeit ihrer Rache zu erwarten.

Auch erfanden sie eine neue Sprache, wohlklingend in den Ohren der Fremden, den wahren Sinn derselben aber verstanden nur sie.

Man hieß diese Sprache „die großen Schlagwörter“ und „die modernen Ideen.“

Ihr Geschlecht mehrte sich und stieg im Ansehen der Völker mit jedem Tage.

Selbst die Söhne der Wahrheit sahen die Töchter der Lüge, daß sie schön waren, und schlossen mit ihnen Ehebündnisse, aus denen das Zwittergeschlecht der liberalen Katholiken hervorging, verwerflich und ein Abscheu vor Gott und den Menschen.

Es war eine große, niegekehrte Verwirrung in allen Ländern, so daß kaum Einer des Anderen Sprache verstand, und die Zahl derer abnahm, die e i n z i g „wiedergeboren sind aus dem Wasser und dem heiligen Geiste.“

Und die Zahl der Kinder der modernen Idee nahm immer mehr überhand, und als sie sich groß und stark fühlten, verlangten sie von ihren Eltern das Erbtheil, das ihnen zukäme.

Das Erbtheil nannten sie in ihrer Sprache Freiheit, übersetzt aber lautete es: Empörung gegen jede Ordnung, Abschüttelung jeden Joches, Längnung jeder Auctorität.

Vor die Könige traten sie hin und verlangten Constitutionalismus, Preßfreiheit und Gewissensfreiheit, und als die Könige die Masse der Freiheitsdürstigen sahen und ihre Wuth ermaßen, ließen sie sich einschüchtern und gaben dem Volke sein vermeintliches Erbtheil, die Freiheit, sich selbst und seine Könige zu verderben.

Auch vor den Papst traten die Kinder der modernen Idee und verlangten von ihm das, was die Könige ihnen zugestanden hatten.

In der Verbannung hatte Pius seinen glorreichen Feldzug gegen die Irthümer der Zeit begonnen, er setzte ihn fort, als die gerechte Entrüstung Europa's ihm die Pforten Roms wieder geöffnet hatte. Vielleicht mochte die gemäßigte oder die disciplinirte Revolution, wie sie in mehreren europäischen Cabineten herrschte, sich mit dem Gedanken schmeicheln, der Papst werde schon aus Dankbarkeit künftighin veröhnende Ideen obwalten lassen und zu einzelnen Eingriffen der weltlichen Macht in

die Freiheit der Kirche ein Auge zudrücken. Die revolutionäre Wissenschaft ging noch weiter und stellte einfachhin den Satz auf: „Der römische Bischof kam und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Kultur ausöhnen und verständigigen.“ Das war eine Herausforderung auf Leben und Tod. Pius durfte nicht schweigen. Er antwortete.

Mitten in der anfänglichen Verwirrung der Zeit stand er da, ein Gesandter des ewigen Richters. Vor ihm häufte sich die gewaltige Ernte der neuen Errungenschaften des Fortschritts und der Aufklärung, der ganze Wirrwarr moderner Gedanken. Mit diesen sollte er sich ausöhnen; diesen Erntehaufen sollte er als reinen Weizen in die Fruchtkammern der Menschheit bringen zum Brode der Gegenwart, zur Aussaat für die Zukunft. Aber Pius als Richter der Wahrheit, als Vater der Menschheit, verschloß zum großen Jorn der modernen Schnitter die Thore der Fruchtkammern. Er nahm die Wurfschaukel der Wahrheit und Gerechtigkeit zur Hand, und rief da! die reiche Ernte schwand immer mehr zusammen, der Wind trug die Spreu und das Unkraut in's Feuer, und nur wenige reine Weizenkörner blieben übrig. Diese Reinigung der modernen Ideen durch den Papst war eine der großen Arbeiten des Jahrhunderts, von ihr wird sich die Zeitenwende einstens herschreiben. Die Revolution kennt die furchtbare Getreideschwinge und nennt sie mit Entsetzen und Ingrimm den S y l l a b u s.

Derfelbe zerfällt in die folgenden zehn Paragraphen:

I. Pantheismus, Naturalismus und absoluter Nationalismus.

II. Gemäßigter Nationalismus.

III. Indifferentismus, Latitudinarismus.

IV. Socialismus, Communismus, geheime Gesellschaften, Bibelgesellschaften, clerical-liberale Gesellschaften.

V. Irthümer über die Kirche und ihre Rechte.

VI. Irrthümer über die bürgerliche Gesellschaft sowohl an sich, als in ihren Beziehungen zur Kirche betrachtet.

VII. Irrthümer über die natürliche und christliche Sittenlehre.

VIII. Irrthümer über die christliche Ehe.

IX. Irrthümer über die weltliche Herrschaft des Römischen Papstes.

X. Irrthümer, welche zu dem heutigen Liberalismus in Beziehung stehen.

In diesen zehn Paragraphen werden alle Häresien, falsche Schlagwörter und Irrthümer, 80 an der Zahl, bloßgelegt, auf der Wage des Glaubens gewogen und verurtheilt.

Die Zeit war gekommen, da die Kirche den Schlagworten in der wissenschaftlichen und socialen Welt wieder ihre wahre Bedeutung geben mußte. Denn die geistige Atmosphäre war durchseucht vom Odem der Lüge. Da kam der Syllabus. Wie aus den stagnierenden Wassern des Goltes vom tiefen Grunde des Meeres herauf der lebendige Maelstrom bricht, um wieder Bewegung in die todten Gewässer des Meeres zu gießen, so quellen aus den Paragraphen des Syllabus, wie aus eben so vielen Schleußen, Ströme der Wahrheit hervor, um den zu Phrasen gewordenen Glaubensfäßen wieder neue Lebenskräfte einzuzulößen.

Jahr um Jahr war dieser Syllabus entstanden; reißlich war eine moderne Idee um die andere von Pius untersucht, gerichtet und verdammt worden; allmählig, wie die Lüge sich entwickelte, schrieb der Hüter der Wahrheit ihren Todespruch. Kaum achtete die Welt dieser stillen Arbeit, sie fand die zerstreuten Censuren der einzelnen Irrthümer kaum der Aufmerksamkeit, geschweige des Hornes werth. Da erschien der Syllabus, der die ganze Summe der Revolutionsgedanken in ihrem verderblichen Zusammenhange als Lüge brandmarkte, als Kegerien verdamnte. Wie Feuer vom Himmel fiel dieses Urtheil auf das Haus des Liberalismus, und verzehrte es bis tief hinab in die Grundvesten.

Daß die ungläubige Welt sich gegen den

Syllabus erhob, war vorauszusehen. Daß aber Katholiken und katholische Lehrer theils verlegen den Blick senkten, theils offen widersprachen, zeigte leider nur zu deutlich, daß Pius IX. der Mann der Vorsehung gewesen und mit der Sonde des Arztes die wunde Stelle berührt hatte. Der Syllabus hatte im Innern der Kirche selbst eine so großartige Wirkung, daß nur die Zukunft ihre Tragweite ganz ermessen können. Die päpstliche That von 1864 vernichtete mit einem Schlag den liberalen Katholicismus; sie erreichte, daß die falschen Brüder, entlarvt, ihr Werk der Zerstörung nicht mehr unter dem Deckmantel der Klugheit und Liebe fortsetzen konnten. Die „liberale Illusion, mochte bei manchem noch fortbestehen, aber der „liberale Katholicismus, als Dogma, war vernichtet.

Tausend Beschränkungen wurden umsonst erlassen, allerlei Vorbehalte vergebens aufgestellt. Den armen Verteidigern des Liberalismus blieb nur der traurige Trost, die Zeitgemäßheit des Syllabus zu läugnen. Statt wie das Volk in der heiligen Schrift den Wächter der hohen Warte zu fragen: „Custos, quid de nocte? custos, quid de nocte?“ wollten sie aus ihrem nebelumzogenen Horizonte den Wächter belehren, der, auf der Finne des Tempels stehend, die Zeit und ihren Weg mit gottesleuchtetem Blick umspannte.

Von den zehn Paragraphen verdienen der dritte und vierte eine specielle Besprechung für den Laien und werden wir auf dieselben zurückkommen.

Der X. Paragraph wird besonders in einer Abhandlung über Liberalismus ventilirt werden; denn dieser ist der Krebs, der an allen Lebensorganen der heutigen Gesellschaft nagt und sich gleichermaßen zersetzend auf religiösem, wie socialem und politischem Gebiete allerorts zeigt. In letzterer Form namentlich hierzulande und in einer Weise, welche an Lamennais', des berühmten französischen Publicisten, Evangelium erinnert, wenn auch hier in ungleich glänzende-

rem Geprit und edlerem Gepräge. Aber gerichtet und kirchlich verurtheilt war auch dieser Irrthum schon früher und zwar durch Papst Gregor XVI.

Das Rundschreiben Papst Pius' IX. ist, welches immer seine socialen Wirkungen in der Gegenwart oder Zukunft sein mögen, unabhängig hievon, ein Ausspruch der Lehrenden Kirche und hat insofern für den Katholiken eine Geltung, die weit über die dem Flusse der Vergänglichkeit überantworteten Zeitereignisse hinausreicht. Wenn einst von dem, was sich heute in seiner Macht und Gelehrsamkeit gegen die Encyclica spreizt, kaum noch Namen übrig sein werden, wird das Rundschreiben Papst Pius' IX. in den katholischen Schulen noch erläutert werden, wird sein Inhalt dem katholischen Leben und Wissen noch als Leuchte dienen. Um dieser Höhe und Erhabenheit willen legt es heute schon den Mitgliedern der Kirche Verpflichtungen auf, für welche durch untergeordnete Gesichtspunkte, politische Seitenblicke, Rücksichten auf bestehende Meinungen und Aehnliches, leicht der klare Blick getrübt, die Absicht der Kirche vereitelt werden kann.

Wie bäumte sich die gelehrte und ungelehrte, die politische und sociale Welt, der Liberalismus in- und außerhalb der Kirche gegen den Syllabus, diesen Störer des faulen Friedens im Reiche der Geister auf.

Aber wer war denn dieser Störefried, dieser Zionswächter der Tugend und des Glaubens, dieser Eiferer für das verkammte Recht und die gefesselte Wahrheit, dieser Schwarzseher im Zeitalter der Aufklärung,

dieser Unerbittliche und Unberöthliche mit seinem ewigen: Non posso, non debbo, non voglio?

Mit der Beantwortung dieser Frage ist wenigstens für uns Katholiken jeder Zweifel in seinen Veruß, in die Opportunität und das Motiv seines Richteramtes gehoben. Wir geben das entscheidende letzte Wort hierüber P. Florian Kieß, S. J. Er sagt:

„Wer ist Derjenige, der inmitten des gebildeten und mächtigsten Theiles der gesammten Menschheit über Sitten- und Ansichten, über Gelehrte und Mächtige, über Schriftsteller und Industrielle, Einzelne und ganze Völker, Gläubige wie Nichtgläubige, ein höchstes Richteramt, das Amt des Cenfors, in dieser Encyclica vom 8. Dezember 1864 anspricht? Denn dieses war einst in der Römischen Republik das „ehrwürdigste unter allen obrigkeitlichen Aemtern, womit zugleich die ausgebreitetste Gewalt sowohl in andern Dingen, als insbesondere zur Besserung der Sitten,“ verknüpft war. Was der Cenfor in der Römischen Republik, das ist der Papst im christlichen Gemeinwesen, in jenem eigenthümlichen Gottesstaate und geistlichen Reiche, das, aus unscheinbaren Anfängen im Judenslande entspringend, schon in seinem ersten Oberhaupte die Hauptstadt des Römischen Reiches zu seinem Mittelpunkt wählte, und nunmehr seit achtzehn Jahrhunderten, unter den mannigfaltigsten Völkerbewegungen, innern und äußern Erschütterungen, seines unvergänglichen Bestandes sicher, allen Erwartungen seiner Feinde spottend, dasteht.“



Zweimal wurde der Klarenberg, auf welchem sich das berühmte Gnadenbild Mariens zu Czestochau in Polen befindet, von den feindlichen Schweden im Jahre 1656 und 1657 belagert. Aber die Himmelskönigin beschützte immer auf wunderbare Weise den heiligen Ort. Die beiden Könige von Polen Kasimir und August II. berichteten diese wunderbare Rettung durch

Maria nach Rom an den Papst und Clemens XI. befohl zur Dankagung, das Gnadenbild feierlich zu krönen. Diese Festlichkeit ging am 8. September 1717 vor sich. Ungeheuer war der Zubrang des Volkes, so daß sich während acht Tagen die Zahl der Kommunikanten auf 143,300 belaufen hat und noch immer währet der Zug des polnischen Volkes dahin.

Der Judenknabe von Prag.

V.

5. Wie ich gen Prag zurückkehrte und alles an's Tageslicht kam.

Also träumte ich in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag vor dem Sonntag „Jubilate“ (dem dritten nach Ostern), da man das Evangelium liest: „Ueber ein Kleines und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und abermals über ein Kleines und ihr werdet mich wieder sehen“ (Johannes am sechsten.)

Und wie ich nach der Predigt über diesen Text von der Kanzel herabkam, und der Morgengottesdienst zu Ende war, traf ein Bote mit einem Briefe meines P. Guaradian ein des Inhalts: „Kommet morgen nach Prag zurück“, so daß die Bauern von Zalow meinten, ich hätte über mich selber gepredigt: „Ueber ein Kleines und ihr werdet mich nimmer sehen.“

Kann übrigens nicht sagen, daß dieser Brief mir sonderliches Herzeleid verursacht hätte, indem ich zeitlebens lieber bei meinen Brüdern im Kloster als auf einer Expositur weilte, und machte ich mich daher des andern Tages bei guter Stunde per pedes Apostolorum auf den Heimweg. Es hatte mir zwar der Schulze, den ich schon manche Jahre her kenne, sein Wägelein angeboten; da aber das Frühlingswetter zu schön war; lehnte ich dankend ab und bat ihn, er möge lieber nach der Erntezeit einspannen und uns hereinfahren, was etwa die Bauern aus Liebe zu Gott unserem Klosterlein schenken wollten. Des war er gerne zufrieden, und ich ging meiner Wege.

Wenn ich aber so einsam durchs Feld wandle, gehe ich nicht rasch, sondern gemächlich und sehe mir dieses und jenes an und mache mir meine Gedanken darüber, und oftmals hat ein solcher Gang meiner

Seele besser gethan, als eine lange Meditation, wie auch unser heiliger Vater Franciscus über eine einjährige Felsblume in die göttliche Liebe verückt werden konnte. Nun, so weit ist es bei mir freilich nicht gekommen. Wandelte also durch den schönen Frühlingstag, sah die blühenden Bäume und die hellgrünen Saatselder und hörte darüber in dem lieblichen blauen Himmel gar munter die Vögel jubilieren und musizieren. Und weiß ich nicht, wie es kommt, daß mich gerade die fröhliche Lenzzeit, welche mich in jungen Tagen so sehr freute, fast eher trüb und traurig stimmt. Muß eben immer daran denken: wartet nur, ihr Blümlein und ihr Bäume und ihr Wiesen und Felder; es währt gar nicht lange, und ihr alle seid abgeblüht und blattlos und kahl und öde! Ach wie vieles habe ich in meinem Leben fruchtlos hinwegsehen sehen, und in meinem eigenen Herzen, wie sproßte und blühte einst alles, wo jeso nur mehr ein leeres Stoppelfeld ist und daß die Ernte nur in die himmlischen Scheunen eingeführt und nicht etwa als Brennstoß für das Fegfeuer aufgespeichert wäre! Da kommt mir inmitten der fröhlichen Frühlingzeit das Trauern näher als das Jubeln; weiß nicht, lieber Leser, der du dereinst dieses Geschreibsel zu Gesicht bekommst, ob es dir auch so geht—bete ein Vater unser für mich!

Unter solchen und ähnlichen Gedanken war ich zu der Stelle gekommen, wo der Aumetzerbach in die Moldau fällt und die Fährre ist. Dajelbst traf ich den Fährmann in heftigem Wortwechsel mit einem schon ziemlich betagten Juden, den er, weiß nicht warum, überzufragen weigerte. Da fiel mir ein, ich könnte dem Streit dadurch ein Ende machen, daß ich mich selber hinüberfahren ließe; denn ob ich auf dem einen oder dem andern Ufer nach Prag zurückkehrte, so konnte ich doch noch vor Mittag auf dem

Gradtschin sein, und ich kann es nun einmal in der Seele nicht ausstehen, wenn zwei Menschen dem Teufel die Freude machen und sich zanken und schmähen. Trat also hinzu und fragte den alten Michel, den ich wohl kannte, ob er mich um Gotteslohn überfahren wolle. Des war er zufrieden, und als ich ins Schiff gestiegen, winkte ich dem Juden, daß er mir folge, und wiewohl das den Fährmann etwas ärgerte, wagte er doch nichts dagegen einzuwenden, nur daß er darauf bestand, der Jude müsse bezahlen. „Das ist nicht mehr als billig,“ sagte ich, „und damit ihr auch von mir einen kleinen Nutzen habet, will ich Euch aus dem Evangelium eine schöne Geschichte erzählen.“

Erzählte ihm also die Geschichte vom barnherzigen Samaritan, wobei der Jude schier besser aufmerkte als der Christ. Und als wir am jenseitigen Ufer landeten, gesellte sich der erstere mir bei, und wir gingen selbander Praeg zu. Dabei kamen wir in ein Gespräch, und ich fragte meinen Mann, welches Geschäft er betreibe. Da gestand er, wiewohl nicht gerne, er sei ein Todtengräber. Es sind nämlich die Todtengräber bei den Juden verachtet, ja schier gehaßt. Ich forschte nun, ob in letzter Zeit viel Volk in der Judenstadt gestorben sei; denn vor nicht langer Frist war daselbst ein großes Sterben. Er sagte nein, sie hätten in der ganzen Woche nur ein altes Weib und einen Knaben von etwa zwölf Jahren begraben.

„Wie hieß der Knabe?“ fragte ich, indem das gleiche Alter mich an den unglücklichen Abele erinnerte.

„Das kann Euch gleichgiltig sein—wenn er nur in Abrahams Schooß ruht.“

„Wenn er in Abrahams Schooß ruht, so wird mir das nicht gleichgiltig, sondern sehr erfreulich sein. Ich kenne übrigens den einen oder andern Judenknaben von diesem Alter.“

„Nun, es war des reichen Abele Kind—“

„Des reichen Abele Kind?“ rief ich und blieb stehen.

„Ja, des reichen Abel Abele—habt Ihr das gekannt?“

„Und wiß, Ihr, daß der Knabe Christ werden wollte?“

„Habe davon gehört—er hat es aber be-reut und ist zu seinem Vater zurückgekehrt.“

„That er es freiwillig?“

„Nun, wie hätte man ihn zwingen können?“

„Und ist jetzt todt und gestorben, ich meine eines natürlichen Todes gestorben?“

„Nun, wie soll er sonst gestorben sein? Es wird doch der alte reiche Abele sein einzig Kind nicht erschlagen!“

Der Todtengräber sagte die letzten Worte etwas unsicher. Ich drängte ihn mit unterschiedlichen Fragen, doch war nichts weiter aus ihm herauszubringen; dann erzählte ich ihm alles, was ich von dem Kinde wußte, und meinen sonderbaren Traum vom letzten Donnerstag Nacht. Das schien ihn sehr zu erschauern, und vielleicht hätte er denselben Abend noch gestanden. Es kam aber ein Trupp Wanderer des Weges, da brach er ab, dankte mir für meinen Freundesdienst und bog rasch in einen Seitenpfad.

„P. Schalbe, warum habt Ihr an mir gezweifelt?“ Diese Frage wollte nun nach dieser unerwarteten Mittheilung von dem Tode des lieben Knaben nicht mehr aus meinem Sinn, und schon glaubte ich für meine Person steif und fest an den glorreichen Martyrertod des kleinen Abel.

In unserem Klosterlein auf dem Gradtschin angekommen, eilte ich auf die Zelle meines P. Guardian. Derselbe schloß mich mit großer Liebe in seine Arme, gab mir seinen Segen und fragte nach den Erlebnissen in den letzten Wochen. Ich erzählte ihm also alles, und pries Gott, daß er sich gewürdigt habe, durch mich, seinen unwürdigen Diener, ein wenig zu seiner Ehre in den Gemeinden von Rostock und Falow zu wirken.

Dann kam die Rede auf den kleinen Abele und ich erzählte meinen Traum und

mein Zwiegespräch mit dem jüdischen Todtengräber, fand aber bei P. Honorio wenig Glauben; ja, er wurde schier ungehalten und sprach: „P. Sebalde, lasset das jetzt gut sein von wegen des davongelaufenen Judenbubleins! Was den Traum angeht, halte ich für ein eitel nächtlich Phantasma, so entweder aus Eurem dicken Gebliit, oder auch aus der List des Teufels hervorging, indem Ihr ja selbst gesteht, daß es Euch nachher beim Brevierbeten störte. Was aber das Zwiegespräch mit dem jüdischen Todtengräber angeht, will es mir nicht recht gefallen, daß Ihr mit solchen Persönlichkeiten, die auch unter den Juden schlecht angesehene sind, auf offener Landstraße vertraulich zusammengeht, und versehe ich mich in Zukunft in diesem Punkte von Euch eines bessern!“

So ließ er mich mit meinem Glarben an den Marnyrtod des kleinen Abele gründlich abfahren, und ich nahm mir vor, denselben gegen niemanden mehr zu verrathen, da ich keine Lust verspürte, mich dafür auslachen zu lassen. Gleichwohl bin ich diesem Vorsatz schon in der nächsten Stunde untreu geworden, indem ich mein Herz vor dem alten Bruder Kunibert ausschüttete, und diese einfällige Seele schenkte mir Glauben und sagte, er werde von nun an den Knaben in seinen Scheten der Schaar der heiligen Blutzengen beizählen.

Und dabei wäre es schier geblieben, nämlich daß wir zwei allein auf Gottes Erdboden ihm diese Ehre erwiesen hätten. Allein Gott sorgte dafür, daß die Glorie seines Dieners in Prag und ganz Böhheim bekannt wurde.

Am späten Abend desselben Tages noch rief mich Bruder Kunibert in die Pförtnerstube; es sei nämlich der Jude da, mit dem ich heute bei Mostok über die Moldau gefahren.

Richtig, da stand der alte Todtengräber und zupfte sich vor Verlegenheit an seinem gelbweißen Barte! Dann sagte er nach einigem Räuspern, er habe etwas auf dem Herzen, und so ich ihm Schutz und Sicher-

heit verspreche, wolle er mir alles sagen. Konnte mir schon denken, was es sei, und sagte ihm, soviel ich dessen vermöchte, meine Hilfe und Fürsprache zu. Darauf rückte er allmählich heraus, wie er den alten Abele schon lange Jahre kenne und viel von seiner Härte und seinem Stolze zu leiden gehabt, und wie der junge Abele, von dessen Tode er mir heute Morgen geredet, von Jugend auf ein ganz anderes Wesen gezeigt habe. „Vor Jahresfrist“, erzählte er, „war ich krank und bettlägerig; da ist der kleine Abel täglich zu mir gekommen und hat mir mandymal einen Apfel oder sonst etwas, das er sich vom Munde absparte, gar lieblich geboten. Das ist mir heute Morgen, als Ihr mir den Traum erzählet, recht schwer aufs Herz gefallen. Ich habe darauf in der Nachbarschaft etwas Umfrage gehalten, was man über den Tod des Knaben denke, und gefunden, daß männiglich einerlei Meinung sei, daß nämlich derselbe keineswegs eines natürlichen Todes gestorben, daß aber aus Furcht vor dem alten Abele niemand darüber zu reden wage. Ich weiß ganz sicher, daß sie den Knaben vor ungefähr einem Monat durch List in das Haus seines Vaters zurückbrachten; von da führten sie das Kind in die Wohnung seines Oheims, eines Rabbiners an der Altschule, und dieser ließ es drei Wochen lang bei Wasser und Schwarzbrod hungern. Der Knabe blieb aber bei seinem Willen; da schleppten sie ihn nächtlicher Weile wieder zu dem Abele zurück, und ich habe allen Grund, zu glauben, daß sie ihn alsbald kreuzigten. Es hat nämlich ein Bekannter von mir, der zufällig in jener Nacht an dem Hause vorbeikam, einen lauten Schrei und deutliche Hammerschläge gehört, und am andern Morgen wurde ich zu Abele gerufen, wo ich ganz unerwartet den Auftrag erhielt, schleunig für den Knaben das Grab zu bereiten.“

So erzählte der Todtengräber. Ich stellte ihm nach Kräften vor, wie er es dem gottseligen Knaben schulde, sein Zeugniß laut

und ungefehret vor den Gerichten zu widerstehen; davon wollte er aber nichts hören, und erst nach langem Zaudern brachte ich ihn dahin, daß er die Angelegenheit auch dem P. Guardian mittheilte.

Bruder Kunibert holte diesen, und er ließ sich haarklein alles von dem alten Juden erzählen, stellte auch manche verfängliche Frage an ihn; denn er traute ihm nicht sonderlich. Schließlich schwieg P. Honorius eine gute Weile, nahm bedächtig ein paar Briefen, drehte die Dose zwischen seinen Fingern und sagte: „Ob Eure Geschichte auf Wahrheit beruht oder nicht, läßt sich gar leicht ergründen. Ich bringe die Sache gehörigen Ortes zur Anzeige, man öffnet das Grab des jungen Abele, und wenn er wirklich von seinem Vater erschlagen oder, wie Ihr glaubt, gar gekreuzigt wurde, so muß sich das an den Wundmalen noch erkennen lassen.“

Dem stimmte ich lebhaft bei und nach vielem Zureden gab sich der Todtengräber endlich zufrieden, indem P. Guardian ihm vorderhand einen Zufluchtsort im Kloster anbot und versprach, er werde ihm für sein ferneres Fortkommen in einer andern Stadt mit Rath und That behilflich sein, wenn sich alles seiner Aussage gemäß verhielte. Es wurde ihm gleich die kleine Fremdenstube eingeräumt, übrigens dem Bruder Kunibert aufgetragen, auf den Juden ein scharfes Auge zu haben; denn wenn wir Kapuziner auch kein Geld haben, so wird doch in unserer Sakristei nebst andern reichen Kirchengefäßen die berühmte Monstranz der Santa Casa mit den 6666 Diamanten aufbewahrt, und P. Guardian traute dem Kunden doch nicht völlig.

Dann befahl mir der letztere, ihn sofort nach Sanel Clemens zu begleiten. Wie er nämlich gleich zu Anfang die Geschichte des kleinen Abele nicht auf seine und der Kapuziner Verantwortung allein laden wollte, so hielt er auch jetzt für gut, vor allem den Rector der Jesuiten um seine

Meinung und Ansicht zu fragen. Warfen also in aller Eile das Schultermäntelchen um und gingen zu den Jesuiten.

Wiewohl es schon etwas spät war und der Bruder Pförtner ein saures Gesicht machte, kam der hochwürdige P. Rector sofort ins Sprechzimmer oder Allocutorium, wie sie ihre Pförtnerstube nennen, und hörte unsere wunderbare Märe, wovon ihm einiges zwar nicht leicht glaublich, aber nicht unmöglich vorkam. Dann fragte er, ob wir von der Geschichte schon anderweitig geredet, so daß sie ruchbar werden könne, und da ich gestehen mußte, daß außer uns zweien auch der Bruder Kunibert darum wisse, hielt er es für besser, den gleichen Abend noch bei der geistlichen Obrigkeit die Sache anhängig zu machen. So fuhr der P. Rector mit dem P. Guardian spornstreichs zum Erzbischof. Ich aber eilte nach Hause, um dem Bruder Kunibert und allen anderen vorderhand strengstes Silentium aufzulegen. Dann wartete ich an der Pforte auf die Rückkehr des Guardians. Erst spät in der Nacht kam er, befriedigte aber meine Neugierde keineswegs, sondern hieß mich zur Ruhe gehen, indem ich am folgenden Tage alles erfahren würde.

Ich mußte mich also gedulden. Es hatte aber der Erzbischof, wie ich später erfuhr, die beiden freundlich vorgelassen und war nach umständlicher Kenntnißnahme des wunderbaren Voralles sofort mit denselben im eigenen Wagen zum Grafen Thurn, dem Stadtobersten, gefahren, um die Hilfe des brachium sæculare, will sagen: weltlicher Gewalt, anzurufen. Nachdem daselbst die ganze causa criminalis referirt und durchberathen war, beschloßen der Erzbischof und der Herr Graf Thurn einhellig, sie wollten mit der Gefangennahme der muthmaßlichen Uebelthäter bis zur Morgenfrühe warten, inzwischen aber die Thore der Stadt, namentlich der Judenstadt, strengstens bewachen lassen. Mit Tagesanbruch sollte dann ein Theil der Schaarwache nach dem Hause des alten

Abele und des Rabbiners ziehen, ein anderer Theil das Grab des Knaben öffnen, während gleichzeitig ein ganzes Regiment die Judenstadt umzingeln sollte.

Alles das wurde, wie mit großer Heimlichkeit und Weisheit vorbereitet, so mit vollständigem Erfolge ausgeführt. Ich hatte kaum die Frühmesse gelesen, als ein Theil der Schaarwache vor unser Kloster kam und ich zusamment dem Todtengräber Befehl erhielt, dieselbe nach dem Grabe des jungen Abele zu begleiten. Als wir eben in die Judenstadt einmarschirten, begegnete uns die andere Compagnie, den alten Abele, sein Weib und seine Magd in ihrer Mitte; sie führten dieselben nach dem Stadtgefängnisse. In den Straßen war viel Volk zusammengelaufen. Da sie nun einen Juden und einen Kapuziner zusamment mehreren Gerichtspersonen, von Bewaffneten umgeben, einherziehen sahen, meinten sie, es werde ein armer Schächer zum Galgen geführt, und schlossen sich uns haufenweise an. So kamen wir von vielen hundert begleitet nach dem großen Begräbnißplatz bei der Altneuschule. Unter einem Fliederbusch, mitten zwischen alten Grabsteinen, fanden wir den frisch abgeworfenen Hügel; der Hauptmann ließ ihn von seinen Soldaten umstellen, und alsbald begann der Todtengräber auf Befehl der Gerichtsherrn zu sch. sein und zu graben.

Wir nun stunden, wie männiglich denken kann, in großer Erwartung daneben; denn sofort mußte sich zeigen, ob uns der alte Todtengräber etwa gehänselt habe. Es banden sich auch einige ihre Schnupftüchlein vor die Nase, da nach dem Zeugnisse des Juden die Leiche, wie weiland der todtbe Lazarus, schon den vierten Tag im Grabe lag. O du liebe Zeit, das war freilich nicht nöthig, und nahmen dieselben ihre Tüchlein bald herunter, als mit einemmale ein überaus süßes, wunderbares Duften aus dem Grabe emporstieg. Jetzt stellte der Jude die Schaufel beiseite und räumte mit den Händen die letzte Erde vor-

sichtig weg; denn er war bei dem Todter angekommen, und schon trat die Leinwand, mit welcher sie ihn statt eines Sarges bedeckt, stellenweise sichtbar hervor. Der Todtengräber hat nun die Gerichtsdienner um Hilfe, die Leiche emporzuheben, und da diese zauderten, trat ich selbst hinzu und hob mit ihm meinen kleinen Freund aus dem Grabe. Wir entfernten die äußeren Hüllen, welche von dem feuchten Boden beschmutzt waren; ich selbst kniete mich nieder und löste das Schweißtuch, mit dem sie nach jüdischem Gebrauche das Angesicht des Knaben verhüllt hatten. Da schaute es mich an, und alle Umstehenden brachen in einen Ruf der Verwunderung aus; denn das war nicht ein entstelltes Leichengesicht, sondern die Züge eines leicht und lieblich schlummernden. Eine solche Schönheit und ein solch verklärtes Wesen habe ich niemals, auch nicht in einem Gemälde gesehen. Als ich ihm die schwarzen Locken aus der reinen Stirne strich, meinte ich, die Augenlieder müßten sich öffnen und von den frischen, rothen Lippen hörte ich die Frage: P. Sebalde, warum habt Ihr an mir gezweifelt?

War übrigens nicht der einzige, der in laute Rufe einer freudigen Trauer und in trostreiche Thränen ausbrach. Und als nun erst einige andere Binden gelöst waren, wozu sich nunmehr nicht nur die Gerichtsdienner, sondern die anwesenden Richter, ja der Hauptmann der Schaarwache herbeidrängten, und man an den Stellen der Hände und Füße frisches rothes Blut durch die Leinwand dringen sah, und erst, da wir eine Hand des Knaben gänzlich losgewickelt hatten und die grausame Nagelwunde, aus der reichliches Blut floß, mit unseren Augen erblickten: da erhob sich rundum ein Rufen und Seufzen, ein Weinen und Schluchzen des andrängenden Volkes, daß ich all mein Sehtag nichts Aehnliches gehört; ja sie hätten uns beinahe zusamment den Herren vom Gerichte in das offene Grab hineingedrängt, wenn die Soldaten nicht rundum mit vor-

gehaltenen Piken solches verhütet hätten. „O seht doch den heiligen Knaben! O schaut seine blutigen Male! O der grausame Vater, der sie ihm geschlagen!“ So und ähnlich scholl es von allen Seiten.

Auch der alte Todtengräber kniete ganz zerknirscht bei dem Todten nieder, schlug an seine Brust und bekannte laut, daß derjenige, für den dieser Knabe gestorben, wahrlich der echte Messias sein müsse; denn diese Erhaltung der Leiche sei ein offenes Wunder der göttlichen Allmacht.

Als der erste Sturm der Begeisterung sich etwas gelegt hatte, beschloßen die Gerichtspersonen, den todten Knaben für den Augenblick in sein nahes väterliches Haus zu schaffen. Dasselbst nahmen sie ein vorläufiges Protokoll über den ganzen ebenso erschrecklichen als trostreichen Vorfall auf, unter welches auch ich meinen Namen setzte. Dann eilten sie mit demselben nach dem Palaste des Erzbischofs; ich aber blieb bei dem todten Abel, und die Wache wehrte dem andringenden Volke.

Schon war die Kunde von dem Geschehenen den Gerichtspersonen vorangeeilt; sie trafen daher um den hochwürdigsten Herrn Erzbischof nicht nur eine große Zahl Herren Sanonici und Capitulares, sondern auch den Stadtobersten mit vielen aus den Röhren der Stadt versammelt. Nach Anhörung des Protokolls beschloßen alle einhellig auf den Antrag des Erzbischofs, sowohl zur Zühne des Geschehenen Trevels als zur allgemeinen Auferbauung den wunderbar erhaltenen Leib des Knaben in feierlicher Procession abzuholen und vorläufig in der großen Halle des Rathhauses auszustellen. So fort wurde dieser Beschluß unter Trommelschlag in den Straßen Prags verkündet, damit männiglich wisse, wann und wo sich die verschiedenen Zünfte und Zünungen dem besagten Zuge einzureihen hätten. Und ist diese Procession mit großer Pracht und Herrlichkeit am Nachmittage gehalten worden, wie ich zum Schluß dieser wahr-

haftigen Geschichte dem lieben Kleinen Abels zu Ehren noch aufschreiben will.

Gleich nach ein Uhr gaben die Glocken von Sanct Veit, denen das feierliche Geläute aller Kirchen und Thürme beistimmte, das Zeichen daß der hochwürdigste Erzbischof mit seinem Kapitel die Domkirche verlassen habe. Ich hatte bis dahin bei dem todten Knaben im Hause mit noch anderen Geistlichen, welche sich im Laufe des Vormittags eingefunden, gewacht und gebetet. Jetzt traten wir an das Fenster und sahen die fast endlose Procession die lange Gasse herabkommen, voraus die Kleinen Knaben und Mädchen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, dann die Schüler der Gymnasien, vorab die von Sanct Clemens mit den Bannern und Bändern der marianischen Congregationen, ferner die Studiosen der Hochschule zusammt dem corpus doctum und den Bedellen. Ihnen folgte in langen Reihen singend und betend die Geistlichkeit, voraus die Kapuziner, und es hat sich's der alte Bruder Kilian, der schier blind ist und geführt werden muß, diesmal nicht nehmen lassen, zum letztenmale in seinem Leben das Kreuz vorzutragen. Hinter dem Ordensclerus schritt der Weltclerus und endlich, umgeben von dem Domkapitel, der Erzbischof selbst. Unmittelbar vor ihm trugen acht adelige Jünglinge aus dem Rathe der marianischen Congregation einen mit rothem Sammet ausgeschlagenen und mit Blumen zierlich umwundenen Schrein, der bestimmt war, den jugendlichen Blutzeugen aufzunehmen. Dem hochwürdigsten Herrn schlossen sich an der Stadtoberst und die Rätthe der Stadt, der Adel und die Bürgerchaft, und in unabsehbaren Reihen die Zünfte und Gilben mit ihren Fahnen und Zeichen.

Als der hochwürdigste Erzbischof das Haus erreicht hatte, trat er ein und mit ihm der Graf Thurn, die Rätthe und das Domkapitel; von der übrigen Geistlichkeit drängten nach, so viele die Stube und die anstoßenden Kammern fassen konnten. Da nun der hochwürdigste Herr und sein Ge-

folge an den Händen und Füßen des gar lieblich daliegenden Knaben die Wundmale gewahrten, welche es für seinen Herrn und Heiland empfangen hatte, konnte sich keine Seele der Thränen heiliger Nührung länger enthalten, und alle knieten nieder und küßten nach dem Beispiele des Oberhirten die mit den Malen Christi bezeichneten Glieder.

Dabei ist noch ein anderes Wunder zu vermelden. Als nämlich der Leibmedicus Sr. Erzbischöflichen Gnaden das frische und blühende Aussehen des Blutzuges und die Biegsamkeit seiner Glieder, gleich als wäre das Leben noch in ihnen, nicht genug bewundern konnte, bat er zu noch größerer Bekräftigung des Wunders um die Erlaubniß, eine Ader desselben öffnen zu dürfen. Der Herr Erzbischof willigte ein, und kaum hatte das Messer den Arm geritzt, schoß auch das Blut so frisch empor, als ströme es aus einem lebendigen Leibe. Alles beeilte sich, sein Tüchlein in das Blut zu tunken, und auch ich war so glücklich, eine Reliquie zu erhaschen.

Darauf fragte der Erzbischof, ob etwa einer der anwesenden Geistlichen sich getraue, über das Martyrium dieses gottseligen Knaben einige Worte der Erbauung an das versammelte Volk zu richten, worauf ich, erwägend, daß nicht leicht ein anderer so viel von der Geschichte wisse, dem hochwürdigsten Herrn zu Füßen fiel und erklärte, mit seinem Segen und Gottes Gnade wolle ich das wohl thun. So habe ich dann fast eine Stunde vom Fenster aus an das in der Gasse stehende Volk geredet, was mir der Geist Gottes auf die Zunge legte, und es war nicht schwer unter solchen Umständen, reich und arm nicht nur zu Thränen, sondern auch zu Buße und Befehring zu bewegen. Ich bin aber nicht so einfältig, solches der Kraft meiner Rede beizumessen, indem die vier Wundmale des Knaben viel lauter und eindringlicher predigten, als der beste Prediger der Christenheit.

Nach der Predigt trugen wir den helden

müthigen Knaben unter dem Geläute aller Glocken nach dem großen Rathhause in der Altstadt und bahrten ihn daselbst vorläufig auf einem reich mit Sammet und Seide, Silber und Gold gezierten Paradebette auf, damit die ganze Bürgerschaft Prags Gelegenheit habe, die wunderbare Leiche zu sehen und ihre Wundmale zu betrachten. Vier Wochen lang lag sie daselbst, Tag und Nacht umringt von Mitgliedern der verschiedenen Orden und von einer Abtheilung Soldaten bewacht. Es ist gar nicht zu sagen, wie groß nicht nur der Andrang der Bürgerleute und der Bauern aus vielen Stunden im Umkreise war, sondern wie auch der höchste Adel, sowohl Herren als edle Frauen, sich herbeidrängten. Ich selbst habe mehr als einmal gesehen, wie die Officiere mit ihren Degenbändern und die adeligen Fräulein mit ihren Kleiderschleifen das Paradebett bedeckten.

Als diese vier Wochen verfloßen, war der frommen Begierde des Volkes zwar keineswegs Genüge gethan: der hochwürdigste Herr Erzbischof hielt aber doch dafür, daß man den wunderbar erhaltenen Leib zur Ruhe bestatten solle, bis die Kirche die Sache weiter geprüft und die Verehrung auf den Märtern erlauben würde. So wurde der Leib des kleinen Aebels in einen kostbaren Sarg gelegt und abermals der Erde übergeben, und habe ich bei seinem Begräbniße den Entschluß gefaßt, seinen Kampf und glorreichen Sieg mit meinen einfältigen Worten niederzuschreiben, wie ich es jetzt unter der Beihilfe der göttlichen Gnade glücklich zu Stande brachte.

Nur erübrigt noch, daß ich kurz das Schicksal seiner unglücklichen Sippe erwähne. Die Magd und die Mutter welche ja beide an dem Tode des Knaben unschuldig, gestanden sofort alles ein und baten um die Gnade der heiligen Taufe, indem sie beim Anblicke des wunderbar erhaltenen Leichnams die Wahrheit unserer heiligen Religion nicht mehr länger verkennen konnten. Jetzt sind sie im Magdalenenkloster und bereiten sich auf den würdigen Em-

pfang der heiligen Taufgnade vor. Nicht so ging es dem alten Abele. Da er sich seines Verbrechens unwiderleglich überführt sah, warf sich der unselige Mörder der Verzweiflung gänzlich in die Arme und raste dergestalt, daß ich schier glaube, ein böser Geist habe den Leib des alten Sünders in Besitz genommen. In dieser schrecklichen Seelenstimmung ist er des Todes des Judas Iskariot gestorben; sie fanden ihn eines Morgens am Eisengitter seines Gefängnisses erhängt. Der Rabbiner gestand alles und wurde von dem hochnothpeinlichen Gerichte verurtheilt, daß er am Rade sein Leben enden müsse; doch sollte er zum Tode durch das Schwert begnadigt werden, falls er sich bekehren und die Taufe verlangen würde. Das, sowie alle Ermahnungen und geistlichen Zuspruch, lehnte er kalt ab. Es wurden ihm also vom Henker die Glieder gebrochen und auf's Rad geflochten: daran lebte er bis an den dritten Tag. Die ganze Zeit über wurde für sein Seelenheil in allen Klöstern und Kirchen Prags, zurweilt aber am Grabe des kleinen Abele gebetet, und wirklich zeigte diese liebe Seele die Macht ihrer Fürsprache am Throne Gottes, indem sie ihrem Peiniger die Gnade der Bekehrung ersuchte. Als ich mich am dritten Morgen dem Rade nahte, bat mich der arme Schwächer mit schon brechender Stimme um die Gnade der Taufe, welche ich ihm dann auch eilig spendete. Kurze Zeit nachher verlor er das Bewußtsein und starb. R. I. P.

Du aber, lieber unschuldiger Blutzeuge, bitte für den armen P. Sebalbum und sage deiner gnadenreichen Mutter im Himmel, ihr zu Ehren hätte ich diese Blätter vollgeschrieben. Sie hat ja dir die große Gnade christlicher Starkemuth bei ihrem göttlichen Sohne ersleht; sie wird auch mir, wenn du mit mir vereint bittest, den endlichen Sieg und die ewige Krone, vorher aber die Gnade der Treue in den mancherlei Leiden und Prüfungen dieses Erdenlebens, gnadenreich erslehen; denn nur wer mit Jesus

gelitten hat, wird auch mit ihm verherrlicht werden. Amen.

* * *

In der vorstehenden Erzählung folgten wir im wesentlichen den Angaben eines Briefes, der in England in der Bibliothek von Stonyhurst aufbewahrt wird. Derselbe stammt von der Hand eines Engländers, welcher zur Zeit der mitgetheilten Ereignisse sich an Ort und Stelle in Prag in dem berühmten Colleg Sanct Clements befand, und dessen Angaben somit vollen Glauben verdienen. Unser Gewährsmann sah den Knaben, von dem er uns erzählt, als derselbe bei dem Rector von Sanct Clements um die Aufnahme in das Prosephenhaus nachsuchte und da später seine Leiche in der großen Halle des Rathhauses ausgestellt war. Von diesem Zeugen haben wir also die wunderbare Verurteilung des Knaben durch die Mutter Gottes, seine listige Entführung aus dem Prosephenhause, sein Martyrium in der Wohnung des Rabbiners, seine Kreuzigung, die Entdeckung des Verbrechens durch die Angaben des Todtengräbers und endlich die außerordentliche Erhaltung seiner Leiche, so daß wir im wesentlichen dem uns vorliegenden Briefe treu folgten und nur den Rahmen und die unwesentliche Ausschmückung des uns vorgezeichneten Bildes beifügten. Das Fragment des Briefes bricht mit dem Selbstmorde des alten Abele (Abel) mitten im Satze ab, so kommt es, daß wir den Namen unseres Gewährsmannes nicht kennen, indem zugleich mit den letzten Zeilen, die wahrscheinlich das Ende des Rabbiners berichten, auch die Unterschrift fehlt.

Weihe.

All' mein Trachten, all' mein Sinnen,
 All' mein Sehnen, all' mein Minnen,
 Mein Verlangen und mein Streben,
 All' mein Thun und all' mein Leben,
 All' mein Seufzen, all' mein Leid,
 Sei für jetzt und alle Zeit,
 Mutter, Mutter, dir geweiht.